

## Das Totengespräch in der Litteratur.

Die Litteraturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher,  
sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen  
und künstlerischen Formen. Hettner.

Von Lucians Schriften haben die „Totengespräche“ am meisten Schule gemacht. Und es giebt in der That für einen phantasie- und geistvollen Schriftsteller nicht leicht eine dankbarere Form zur Einkleidung herber Satire. Es steht ihm frei, das Reich der Toten als eine ideale Welt dem irdischen Schauplatz der Tollheit und Bosheit, der Eitelkeit und der Vorurteile gegenüberzustellen: hoch und niedrig, arm und reich, Herr und Knecht, krank und gesund, alle diese Unterschiede, jedes Conventionell und jeglicher Formelkram haben dort ihre Geltung verloren; frei von den Banden des Körpers, den Plato „den Kerker der Seele“ nennt, nicht mehr verwirrt durch die Leidenschaften, die das Leben der Sterblichen einengen und vergiften, bedürfen die Schatten nichts, sie fürchten nichts, sie hoffen nichts. Schönheit, Reichtum, Macht und Ruhm, die auf dem Eitelkeitsmarkt der Welt so hoch im Preise stehen, verlieren hier ihren trügerischen Reiz; nur die Schärfe des Verstandes, die Schätze des Geistes, die Tiefe echter Weisheit behalten ihren Wert. Die einzigen Kämpfe sind Redefechte, die einzigen Waffen Vernunftgründe. Denn da die Toten zu den Arbeitslosen zählen, ist Disputieren, Reflektieren, Moralisieren ihre Lieblingsbeschäftigung, und ihr immer gleiches Thema bildet die Oberwelt, wie die Greise, die am Abend auf der Bank vor der Hausthüre sitzen, sich immer wieder in den Erinnerungen der Jugendzeit verlieren. Welch unerschöpflicher Stoff für einen Dichter! Ohne durch chronologische Rücksichten gebunden zu sein, kann er in kühnen, immer neuen Combinationen die größten Menschen aller Epochen in geistsprühender Wechselrede sämtliche Phasen der Vergangenheit, besonders aber die Zustände und Mißstände des eignen Zeitalters freimütig beleuchten lassen. Und die scharfe Kritik menschlicher Thorheiten wiegt doppelt schwer, wenn sie den Mitlebenden aus dem Munde völlig uninteressierter und genialer Menschen der Vorzeit entgegentönt. Der kecke Dichter aber tritt kichernd hinter die Kulissen zurück und wälzt die Verantwortung und das Gehässige seiner bitteren Urteile auf die Schultern der Gestalten, die er für den gesunden Menschenverstand, für Gerechtigkeit und Wahrheit ihre Stimme erheben liefs. Dabei welch unvergleichliche Gelegenheit, eben diese großen Toten zu charakterisieren und sie in geschickt geführtem Zwiegespräch in reizvollen Contrast zu einander zu bringen!

Lucian hat das Totengespräch als selbständigen Litteraturzweig geschaffen. Ansätze dazu verfolgen wir freilich vor ihm bis zu Homer hinauf.<sup>1</sup> Das elfte Buch der Odyssee läßt den Helden sich mit den Schatten des Tiresias, seiner Mutter, troischer Kampfgenossen unterhalten und entwirft eine Skizze der Unterwelt, deren Einzelheiten, wie so viele andere Anschauungen Homers, bis in die spätesten Zeiten grundlegend geblieben sind: Minos als Richter mit dem goldenen Stabe, die Strafe des Tantalus und Sisyphus, die Asphodeloswiese. Dieses Bild des Hades wird bei Hesiod<sup>2</sup> schon farbenreicher; die orphischen und pythagoräischen Lehren malen dann das Elysium, den für die Eingeweihten bestimmten Teil der Unterwelt, verführerisch als Paradies aus. Plato weilt mehrfach mit seiner gewaltigen Phantasie im Hades;<sup>3</sup> schon spricht Sokrates in der Apologie bedeutungsvoll die Hoffnung aus, im Jenseits

mit den größten Sehern und Sängern der alten Zeiten verkehren zu dürfen.<sup>4</sup> Bei den Tragikern und bei Pindar klingt der poetische Volksglaube an das Totenreich häufig durch. — Alle diese phantastischen und kindlichen Vorstellungen von der Unterwelt, die schon Demokrit<sup>5</sup> verspottet zu haben scheint, boten den Dichtern der älteren und mittleren attischen Komödie willkommenen Stoff zu parodierender Behandlung. Obenan stehen die „Frösche“ des Aristophanes mit einer Fülle urkomischer Hadeszenen, deren Mittelpunkt der Rangstreit des Äschylos und Euripides bildet. Wenn uns berichtet wird, der Possendichter Timon von Phlius<sup>6</sup> habe einen ins Totenreich wandern lassen, der bei der ewigen Uneinigkeit der rechthaberischen Philosophen unten erfragen wollte, welche Sekte denn nun eigentlich Recht hätte, — wenn unter den Titeln der Werke des Satirikers Menippus aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. eine „*Nézwia*“ erscheint,<sup>7</sup> — wenn ein zufällig erhaltener Vers aus der Hilarotragödie eines gewissen Sopator, die auch *Nézwia* betitelt und offenbar eine Parodie auf das elfte Buch der Odyssee war, den Ajax in der Unterwelt dem Odysseus einen Brocken derbes Vorstadtgriechisch zurufen läßt,<sup>8</sup> — so geht aus allem dem hervor, daß Lucian für die komische Darstellung des Totenreiches schon Vorläufer genug fand; an sie, zumal an den Cyniker Menippus, als dessen Schüler er sich bekennt,<sup>9</sup> und der in einer ganzen Reihe von Schriften seine Lieblingsfigur ist, lehnte er sich an und dachte gewiß über litterarische Plünderung nicht minder frei wie Molière, der offen erklärte: „Je prends mon bien où je le trouve“. Da seine mutmaßlichen Vorbilder für die Totengespräche und Hadesfahrten größtenteils verloren sind, erntet er vielleicht mehr, als er verdient, den Ruhm, der Schöpfer und für die späteren Jahrhunderte das Muster dieser Litteraturform geworden zu sein.

Es lassen sich diejenigen Schriften Lucians, die sich mit den Schatten beschäftigen, etwa in folgende Gruppen scheiden: Lebende steigen in die Unterwelt, wie in den alten Fabeln Orpheus, Theseus und Herakles, oder sie werden im Traume dorthin entführt (*καταβάσεις*): hierher zählt das „Totenorakel“ (*Νεκρομαντεία*) und die Schilderung von den Inseln der Seligen und Verdammten im zweiten Buche der „Wahren Geschichten“. — Aber auch das Gegenteil tritt ein: Bewohner des Hades steigen herauf ans Sonnenlicht und beobachten und kritisieren das bunte Menschenleben: für eine derartige *ἀνάβασις* ist Lucians „Charon“ ein Typus. — Die letzte und hier vor allem zu berücksichtigende Gruppe bilden die Zusammenkünfte der Toten untereinander; ihr Schauplatz ist die Unterwelt oder Charons Kahn. Hierher gehören die dreißig kurzen „Totengespräche“ (*νεκρικοὶ διάλογοι*) und „Der Tyrann oder die Überfahrt“ (*κατάπλους ἢ τύραννος*). — Eine kurze Inhaltsangabe dieser Stücke ist nicht zu umgehen, damit der Vergleich mit den Nachahmungen gezogen werden kann. Von der Grazie der Sprache und den humoristischen Einzelheiten läßt sich natürlich dabei kein Bild entwerfen.

Im Totenorakel<sup>10</sup> erzählt Menippus einem Freunde, er habe, nachdem er vergeblich bei den verschiedenen philosophischen Schulen Aufklärung über die Rätsel der Welt und des Menschenlebens gesucht hätte und durch ihre Widersprüche völlig verwirrt worden sei, beschlossen, beim alten, ehrlichen Tiresias in der Unterwelt sich Rats zu erholen, wie einst der kluge Odysseus; ein babylonischer Zauberer öffnet ihm mit allerhand Gaukelkünsten den Weg zum Hades, den er nun durchwandert. Da sieht er, wie vorm Richterstuhl des Minos die Menschen von ihren eigenen Schatten verklagt werden.<sup>11</sup> „Am schärfsten verfuhr dieser mit denen, die in übermäßigem Stolze auf einstige Macht und Reichtümer hier beinahe göttliche Verehrung erwarteten. Das Großthun mit so vergänglichen Dingen und die Aufgeblasenheit solcher Leute, die nicht bedenken, wie hinfällig sie und ihre Güter sind, ist ihm ein Greuel. Da standen sie nun, entkleidet aller jener glänzenden Aufsendinge, ihres Reichtums, ihres Adels, ihrer Herrschermacht, hefteten die Blicke zur Erde und überdachten noch einmal den Traum ihrer

früheren Herrlichkeit. Ich hatte meine Lust an diesem Anblicke, und wo ich einen von ihnen im Leben gekannt hatte, dem näherte ich mich ganz sachte und erinnerte ihn, was er auf Erden gewesen, wie hoch er damals den Kopf getragen, wie viele Leute alle Morgen vor seiner Pforte gestanden und sich alle möglichen Grobheiten von seinem Hausgesinde hätten gefallen lassen, um den Augenblick zu erwarten, wo er sich endlich, mit Purpur, Gold und buntem Schimmer überdeckt, vor ihnen sehen liefs, und diese Aufwartenden glücklich zu machen glaubte, wenn er ihnen seine Hand zum Kusse darbot. Mit diesen und ähnlichen Reden ärgerte ich sie nicht wenig“. Er kommt nun zu dem Ort der Qualen und sucht schliesslich die großen Toten auf. Den Königen und Satrapen geht es freilich herzlich schlecht: Philipp von Macedonien ist hier Schuhflicker, Darius und Xerxes betteln an den Kreuzwegen, andere gekrönte Häupter verkaufen Sardellen oder erteilen Elementarunterricht. Sokrates katechisiert nach wie vor jeden zu Schanden, der ihm in den Weg läuft, und verkehrt mit anderen Schwätzern, wie Nestor und Odysseus. Diogenes höhnt den Midas, den Sardanapal und alle die kleinen Geister, die über ihr verlorenes angebliches Glück jammern. Dann beteiligt er sich an einer Volksversammlung der Toten, die ein ganz im Stile der attischen Dekrete abgefasstes Gesetz über die Bestrafung der Reichen nach dem Tode annimmt. Schliesslich raunt ihm Tiresias auf die Frage nach der besten Philosophie ins Ohr: „Das beste und vernünftigste Leben ist das der Ungelehrten. Gieb die Narrheit auf, den überirdischen Dingen nachzugrübeln und den Ursprung und letzten Zweck der Dinge erforschen zu wollen; verachte die künstlichen Schlüsse der Sophisten, und halte dich überzeugt, dafs alle diese Dinge eitle Possen sind. Hingegen sei dein einziges Streben darauf gerichtet, die Gegenwart dir zu nutze zu machen, so viel du kannst; im übrigen gehe an den meisten Dingen mit Lachen vorüber, und halte nichts für wichtig genug, um dich darum zu bemühen“. Hierauf tappt sich Menippus durch die Orakelhöhle des Trophonios wieder an die Oberwelt zurück.

Im zweiten Buche seiner *Lügenreisen*<sup>11</sup> erzählt Lucian, wie er mit seinen Genossen nach der Insel der Seligen verschlagen wird. Sie wird als ein Schlaraffenland geschildert, wo die berühmten Toten der Sage und Geschichte ein paradiesisches Leben führen. Er und seine Kameraden werden vor den Richterstuhl des Königs Rhadamanthus gebracht, der erst noch andere Händel schlichtet, z. B. den Streit des Menelaos und Theseus um die Helena, den Streit Alexanders und Hannibals um den ersten Feldherrnsitz, dann aber dem Lucian und seinen Leuten einen siebenmonatlichen Aufenthalt gewährt. Der Autor lernt nun alle homerischen Helden und viele berühmte Philosophen persönlich kennen. Er benutzt die günstige Gelegenheit, um den liebenswürdigen alten Homer zu interviewen: wo er denn nun eigentlich geboren wäre, ob die von den Kritikern als unmächt bezeichneten Verse wirklich nicht von ihm herrührten und dergl., offenbar eine Verspottung der alexandrinischen Homerphilologen. Plötzlich brechen die Verdammten von der benachbarten Hölleninsel aus, werden aber von den Heroen unter dem Kommando des Theseus, Achill und Ajax besiegt, worauf Homer unverzüglich ein Epos dichtet mit dem Anfange: „Singe mir, Muse, nun auch den Kampf der verstorbenen Helden“ (*νῦν δέ μοι ἐνεπε, Μοῦσα, μέχρι νεκτῶν ἡρώων*). Bei ihrer Abfahrt steckt ihm Odysseus hinter dem Rücken der Penelope einen Liebesbrief an Kalypso zu. Sie kommen dann zur Insel der Verdammten, deren Qualen haarsträubend geschildert werden.

Ganz in der Unterwelt spielen „Die Überfahrt oder der Tyrann“ und die dreifsig „*Potengespräche*“. Zu Anfang der ersteren sitzt Charon mürrisch an seinem Kahn mit der Parze Klotho, die die Zahl der ankommenden Toten nach den Listen Plutos zu controlieren hat: „Du siehst ja selbst, Klotho“, knurrt der greise Ferge, „mein Fahrzeug ist längst bereit



und zur Überfahrt aufs beste zugerichtet: das Wasser ist ausgeschöpft, der Mast aufgerichtet, die Segel gespannt, die Ruder hängen in ihren Riemen. Meinerseits hindert also nichts, den Anker zu lichten und abzusegeln. — Aber Hermes verzieht so lange; er sollte schon längst da sein. Mein Schiff ist, wie du siehst, noch immer leer, anstatt dafs ich heute schon dreimal hätte fahren können; und nun kommt Feierabend herbei, ohne dafs wir einen einzigen Obolus eingenommen haben. Da wird mich Pluto, wie ich voraus weiß, wieder der Saumseligkeit beschuldigen, während doch ein anderer den Aufenthalt verursacht hat. Unser vortrefflicher „Seelenführer“ muß einmal wieder einen tüchtigen Zug aus der Lethe der Oberwelt (Wein!) gethan haben, dafs er zu uns zurückzukehren vergessen hat“.

Endlich rückt Hermes ganz erhitzt mit einem Schwarm von 1004 Toten an, die er wie eine Ziegenherde vor sich hertreibt. Der Tyrann Megapenthes war ihm unterwegs entflohen, und Hermes ist ihm, unterstützt von dem knüppelbewaffneten Philosophen Kyniskos „wie ein Rennpferd“ bis zum Cap Tánaron nachgelaufen, wo er ihn glücklich wieder eingefangen hat. — Die Toten werden nun sortiert und in den Kahn geladen: zuerst die Neugeborenen, „die unreifen Weinbeeren“, sagt Charon, dann die Uralten, „die runzligen Rosinen“; die im Partherkriege (162—5) Gefallenen, die Hingerichteten u. s. w. Der Tyrann sperrt sich und möchte sich unter allen möglichen Vorwänden — er hätte sein Testament zu machen, Hafengebauten zu vollenden — noch für einige Zeit losbetteln; schließlic wird der kläglich Wimmernde am Mastbaum festgebunden. Sein Gegenstück ist der Flickschuster Micyllus. Dem ist der Weg in den Hades nicht schwer gefallen. „Ich“, schwatzt er der Parze vor, „der ich auf Erden kein Pfand meiner Anhänglichkeit, keine Äcker, kein eigenes Haus, kein Geld, keine Gerätschaften, keine Ehrenstellen und keine Ahnenbilder zurücklasse, ich war gleich reisefertig. Auf den ersten Wink, den mir Atropos gegeben, — ich hatte gerade einen Pantoffel in der Arbeit — warf ich mit Freuden meinen Schusterkneif und meine Lederfleckle aus den Händen, sprang auf, barfuß wie ich war, und ohne mich nur von der Schwärze zu reinigen, folgte ich oder lief vielmehr allen voran mit stets vorwärts gerichteten Blicken. Denn hinter mir lag nichts mehr, was mich zurückgerufen oder mich umzusehen gereizt hätte. Und, beim Jupiter, es ist wirklich ganz hübsch hier bei euch. Die allgemeine Gleichheit, die hier herrscht, dafs keiner vor seinem Nachbar Etwas voraus hat, gefällt mir über die Mafsen. Vermutlich wird man hier auch vor seinen Gläubigern Ruhe haben, und frei von allen Steuern und Auflagen sein. Und, was mir das Liebste ist, ich werde nicht mehr im Winter frieren, nicht mehr krank sein, von keinem Grobian mehr Mißhandlungen erdulden müssen. Hier ist allenthalben Frieden, und die Verhältnisse haben sich umgekehrt: wir armen Schlucker lachen, und die Reichen jammern und heulen“. Da kein Platz mehr im Kahn ist, soll er zurückbleiben, erklärt aber, schwimmen zu wollen: tot sei er ja einmal, vorm Ertrinken brauche er sich also nicht zu fürchten. Schließlic muß er auf die Schultern des geknebelten Tyrannen klettern (welche furchtbare Ironie!). — Drüben geleitet sie eine Furie mit der Fackel in der Hand durch das tiefe Dunkel, in dem man den schäbigen Rock des Philosophen von dem Purpur des Tyrannen nicht unterscheiden kann, zu dem von Schatten umringten Richterstuhl des Rhadamanthus. Jeder Tote wird einzeln gerichtet; wer etwas gegen ihn vorzubringen hat, tritt als Zeuge auf. Der Angeklagte muß sich entkleiden; denn „jede Übelthat, die ein Sterblicher bei Lebzeiten begangen hat, läßt auf seiner Seele ein gewisses, kaum merkliches Brandmal zurück“, — eine Platonische Idee.<sup>12</sup> Beim Philosophen Kyniskos sind die Spuren ehemaliger Narben durch sein späteres Studium der Weisheit ausgetilgt worden. „Ziehe nach den Inseln der Seligen“, urteilt demnach Rhadamanth, „und erfreue dich des Umgangs mit den Edelsten der Menschen“. Der brave Schuster Micyllus

darf sich ihm anschließen. Gewaltsam stößt jetzt die Furie den Tyrannen vor den Richterthron. Der Philosoph rechnet ihm in furchtbarer Klagerede all seine Greuelthaten vor; die Schatten der Tausende, die er hingemordet, drängen sich heran und wollen ihn an der Kehle packen; als letzte Zeugen werden das Bett und die Lampe des Megapenthes vernommen, die sich schämen, die Schandthaten des Schurken zu schildern. Wie er sich entkleidet, erscheint er über und über mit schwarzblauen Flecken und Narben bedeckt. Rhadamanthus schwankt noch, ob er ihn in den Feuerstrom stürzen oder dem Cerberus vorwerfen lassen soll. Da bittet Kyniskos, eine angemessene Strafe vorschlagen zu dürfen. „So viel ich weiß“, bemerkt er, „besteht die Sitte, daß alle Verstorbenen aus dem Lethequell trinken“. — Rhad.: „Ja! und?“ — Kyn.: „Er soll der einzige sein unter allen, der nicht daraus trinken darf“. — Rhad.: „Und warum das?“ — Kyn.: „Weil es für ihn die härteste Strafe sein wird, vor der steten Erinnerung an seine ehemalige Hoheit und Macht und an seine Wollüste keine Ruhe zu haben“. — Rhad.: „Du hast Recht. So sei er denn verurteilt, neben Tantalus gefesselt, über der Erinnerung an sein voriges Leben zu brüten!“

Die dreißig bunt durcheinander gewürfelten „Totengespräche“ schließlichs lassen sich etwa so gruppieren: Spafshafte Plaudereien ohne tiefere Bedeutung, aber gerade sie voll Grazie und Humor. Da rechnet etwa Charon mit Hermes ab über die Besorgungen an Nägeln, Ruderriemen und dergl., die dieser für ihn auf der Oberwelt gemacht hat (4); oder es setzt einen ergötzlichen Zank zwischen Charon und dem lustigen Cyniker Menippus, der als blinder Passagier ohne den Obolus übergefahren ist (22). Hierher kann man die Heroengespräche rechnen, so wenn Ajax und Agamemnon über die Waffen des Achill reden (29), oder Protesilaos sich von Pluto Urlaub nach der Oberwelt erbittet (23). — Diese reinen Phantasiespiele, deren elegante Form vor allem griechische Hörer entzückte, haben indess auf die Folgezeit wenig gewirkt. — Bedeutungsvoller in dieser Hinsicht sind die Dialoge, in denen historische Personen einander nach ihren Schicksalen ausfragen, ihr Verhalten kritisieren und so dem Hörer eine Selbstcharakteristik liefern. Sie schmecken freilich sehr nach der Rhetorenschule. Wesentlichen Vorschub erhielten sie durch die Neigung der Griechen, ihre großen Männer in Beziehungen zu einander zu bringen. War doch der Tag von Salamis für die drei großen Tragiker bedeutungsvoll gewesen; mußte doch Thucydides den Herodot in Olympia sein Werk haben vorlesen hören. Der Rangstreit zumal ist ein Lieblingsthema der sophistelnenden Redekünstler. Hesiod wetteifert mit Homer,<sup>13</sup> Euripides mit Äschylos um die Palme. Bei Lucian begegnet uns Alexander der Große, von jetzt an eine stehende Figur der Totengespräche, in diesen historischen Redekämpfen: einmal gerät er mit seinem Vater ziemlich hart aneinander (14), das andere Mal streitet er vor Minos mit Hannibal und dem zuletzt noch hinzutretenden Scipio um den Ehrensitz unter den Feldherren; Minos spricht Alexander die erste, Scipio die zweite Stelle zu. Dieses 12. Totengespräch kehrt in der späteren Litteratur besonders häufig wieder.

Bei weitem am zahlreichsten und am gewichtigsten sind die satirischen Dialoge. Wenn Lucian die alten, ewig neuen Thorheiten der Menschen geißeln will, wie kläglich sie am Gold, am Ruhm, an Macht und Schönheit hängen und wie sie den Sinn des Spruches nicht verstehen wollen: *πλοῦτος ὁ τῆς ψυχῆς πλοῦτος μόνος ἐστὶν ἀλίθης*, wie sogar der Bettler, der sich elend durchs Leben gedarbt hat, nur jammernd sich von dieser Dornenwelt losreißt, so legt er die eigenen Anschauungen seinen beiden Lieblingen, den Cynikern Diogenes und Menippus, in den Mund. Fröhlich sind sie über den Acheron gefahren: vergängliche Güter haben sie nicht zurückgelassen, um deren Verlust sie nun wehklagen müßten; ihren heiteren Sinn aber, ihre freimütige Wahrheitsliebe und die weise Selbstgenügsamkeit, kurz die echte, goldene Lebensweisheit, die

sie sich im Leben erworben haben, die verlieren sie auch hier unten nicht; im Gegenteil, sie gewinnen hier, wo einer so viel gilt wie der andere. Sie amüsieren sich königlich. Da sind Midas, Krösus, Sardanapal, haltlose Jammergestalten, erbarmungslos dem Hohn des Menippus preisgegeben (3). Alexander weint, wenn Diogenes ihn daran erinnert, wie er einst, von Purpur umwallt, das Haupt mit dem Diadem umschlungen, in strahlender Majestät einherfuhr (13). Nireus, den Homer als den schönsten Jüngling gepriesen hatte, läßt sich von Thersites nicht unterscheiden (25), und dem Barbaren Mausolos, der stolz auf sein herrliches Grabmal nicht zugeben will, daß hier unten Diogenes mit ihm gleichen Ranges sein soll, ruft dieser zu (24): „O nein, mein edler Herr, durchaus nicht von gleichem Range. Mausolos heult und wehklagt, wenn er sich der Dinge auf der Erde erinnert, in deren Besitz er sich so glücklich wähnte, und Diogenes — lacht ihn aus. Mausolos schwatzt viel von dem Grabmal, das ihm seine Gemahlin Artemisia zu Halikarnafs bauen liefs: Diogenes weiß zwar nicht, ob sein Leichnam irgendwo ein Grab gefunden hat oder nicht; es gilt ihm auch gleich; aber er hat das Leben eines echten Mannes gelebt und wird fortleben im Munde der edelsten Menschen, ein Denkmal, das höher steht und auf festerem Grunde ruht, als das deinige, du erbärmlichste aller karischen Sklavenseelen“. — Alle diese einzelnen Züge zusammenfassend beleuchtet das ganze Scheinglück der Welt der zehnte Dialog, eine Satire im großen Stil, „Der Nachen des Charon“ (*οζασιδιον*) genannt: damit die wurmstichige Fähre nicht sinke, müssen alle ankommenden Toten ihr Gepäck ablegen, der Philosoph Menippus nur seinen abgeschabten Mantel, aber der Schöne seine Locken und das Rot seiner Wangen, der Fürst nicht nur Purpur und Diadem, auch Grausamkeit und Jähzorn, ein anderer seinen Adelsstolz und seine Titel, der Miles gloriosus Rüstung und Ehrenzeichen, denn „im Hades ist Friede“. Am schlimmsten fährt der Philosoph à la Mode. Hundert seltsame Dinge finden sich unter seinem Mantel: Marktschreierei, Unwissenheit, Streitsucht, Aufgeblasenheit, aber auch Schamlosigkeit und Goldgier; sogar sein Bart, mit dem er sich soviel weiß, wird ihm mit der Schiffsaxt abgehackt. Ähnlich geht es dem Rhetor. — Die rein litterarische Satire, zu der sich Aristophanes so genial des Totenreiches bedient hatte, fehlt in den Lucianischen Totengesprächen. Die zeitgenössische Litteratur war eine Kritik in so künstlerischer Form nicht wert. Man mußte ihr mit größerem Geschütz kommen. Das hat Lucian in seiner Abhandlung über die Geschichtsschreibung und in seinen Parodien, den „Wahren Geschichten“ und der Schrift „Über die syrische Göttin“, gethan.

Wer fühlt nicht, daß bei aller Tollheit und trotz der launigen Sprünge des Humors und der Phantasie diesen Szenen im Totenreiche ein tiefer, zuweilen bitterer Ernst, eine strenge Weltanschauung zu Grunde liegt? Die Güter dieser Welt sind eitel; nur ein geläuterter Geist, ein heiteres, freies Gemüt behält seinen Wert; drüben wartet ein Gericht, da einem jeden vor dem Throne des Richters sein Leben vorgehalten werden wird (*δειχθήσεται ὁ ἐκάστου βίος ἀκριβῶς*).<sup>14</sup> und Strafe oder Lohn je nach Verdienst folgt. Freilich wenn Lucian nun diese Höllenstrafen ausmalt, wie Minos die einen foltern oder in den Feuerstrom werfen, die andern von dem Cerberus zerfleischen, einem dritten von Geiern die Leber aushacken läßt, oder wenn er die Inseln der Seligen, denen die Gerechten zuweilen, mit verlockenden Farben schildert, so sagt das der Schalk alles mit zuckenden Mundwinkeln. Ihm sind diese kindlichen Unterweltsfabeln des alten Homer eine Thorheit,<sup>15</sup> nur ein handlicher, knetbarer Teig, um Figuren für seine Phantasiespiele daraus zu bilden. Ganz wie er ihrer bedarf, springt er mit den Vorstellungen des Volksglaubens um und denkt viel zu gering von ihnen, als daß er es der Mühe für wert hielte, Widersprüche zu scheuen. Bald sind ihm die Toten ätherische Leiber, die ihre charakteristischen Gesichtszüge weiter tragen, bald wandelnde Skelette mit kahlen Schädeln,



bald übereinandergeschichtete schimmelnde Gebeine. Sämtliche Tote erinnern sich lebhaft der Erdenzeit, ja sie macht den ganzen Stoff ihrer Gespräche aus; trotzdem wird einem Verbrecher ausnahmsweise die drückende Strafe auferlegt, nicht Lethe trinken zu dürfen und sich immer an sein Vorleben erinnern zu müssen. Echt ist der glühende Haß gegen die gewissenlosen Machthaber und die sinnlos wüsten Geldprotzen, echt seine Hochschätzung wahrer, praktischer Lebensweisheit. Wer aber dieses vernichtende Urteil über die Reichen und die vergänglichen irdischen Güter, die liebevolle Schilderung der armen braven Schlucker, wer die packenden Bilder der Höllenqualen und der Paradiesesfreuden wörtlich und ernst nahm, der mußte mit Erstaunen erkennen, daß diese scheinbar weltverachtenden, demokratischen Anschauungen sich ja fast völlig auf dem Boden des Christentums bewegten. Kein Wunder, wenn die Schriftsteller der christlichen Jahrhunderte gerade aus diesen Schriften Lucians oft genug ihr Rüstzeug holten und den gottlosen Spötter für einen der Ihrigen hielten, ihn, dem doch sonst nichts heilig war, und der am allerwenigsten etwas von dem „gekreuzigten Sophisten“ und den weltfremden, kopfhängerischen Thoren hielt, als die ihm dessen Anhänger erschienen.

So ist die Meinung der nächsten Jahrhunderte über Lucian geteilt, je nachdem die Väter der Kirche in ihm den Religionsspötter und Christenverächter oder den Anwalt der Armen und Feind der Üppigkeit sahen, der von der Gewalt des Todes und von dem Gericht im Jenseits so ergreifend zu reden weiß. Lactanz<sup>17</sup> ist sein Freund nicht. Gregor der Große<sup>18</sup> dagegen lobt, wenn auch ohne ihn zu nennen, die anschaulichen Schilderungen der Unterwelt, zumal der Qualen. Fanatische Byzantiner, wie Suidas, haben ihn geschmäht und verflucht, aber sie haben ihn doch auch für interessant genug gehalten, Scholien und keine üblen Scholien zu seinen Werken zu schreiben. Mehr, als wir heute noch übersehen können, muß jene spätgriechische Periode Stil und Anlage der Lucianischen Dialoge sich zum Muster genommen haben. Das ist nicht befremdend. Die Zeit der oströmischen Kaiser war der Satire günstig. Geschichtsschreibung, die sich an die Wahrheit hielt, hatte mit Rücksicht auf den Hof ihre Gefahren; die Tragödie galt für unchristlich; die versteckte Satire aber gedieh um so eher, als männiglich an ihren Bosheiten und Giftpfeilen Gefallen fand. Dazu die großstädtische Spottlust der Bewohner von Byzanz, die, nach den Klagen des heiligen Chrysostomus zu schließen, nicht geringer war, als die sprichwörtliche Neigung der Antiochener und Alexandriner, alles ins Lächerliche zu ziehen. Daß man unter solchen Verhältnissen zum Lucian griff, ist erklärlich. Ja, wir dürfen wohl annehmen, daß mehrere der unter seinem Namen laufenden unechten Schriften byzantinischen Federn entstammen, wie beim „Philopatris“ v. Gutschmid<sup>19</sup> tatsächlich dessen Abfassung im siebenten Jahrhundert erwiesen hat. Freilich bemerkt Hase, der in den Handschriften des Vatikans etwa ein Dutzend solcher, meist anonymen Luciannachahmungen fand und einiges davon veröffentlicht hat,<sup>20</sup> diese Rhomäer hätten die Manier und die Schwächen ihres griechischen Vorbildes copiert, ohne seinen Geist zu besitzen.

Die beste von diesen Leistungen, „Die Leiden des Timarion“,<sup>21</sup> eine Schrift, die, wie Hase aus den Namen der darin als lebend oder jüngstverstorben bezeichneten Personen scharfsinnig ermittelt hat, etwa 1140 und zwar anscheinend von einem Arzte in gutem Griechisch verfaßt worden ist, lehnt sich eng an Lucians „Totenorakel“ an. — Unter unaufhörlichen Homer- und Euripidescitaten, ganz wie bei Lucian, erzählt der wiedererstandene Timarion einem Freunde seine Leidensfahrt in den Hades: er sei von Byzanz zum Feste des heiligen Demetrios, einem vielbesuchten Markte, nach Saloniki gereist und auf dem Rückwege vom Fieber befallen worden. In einer Herberge wären nächtlicherweile plötzlich zwei Geister an sein Bett getreten, hätten ihm die Seele gewaltsam aus dem Körper gelöst und in den Hades geführt. Diese „Toten-

geleiter“ (*ψυχαγωγοί*) vertreten den allzu heidnischen Hermes *ψυχοποιμπός*. Die Unterwelt ist noch völlig die Lucianische, obwohl nur anderthalb Jahrhunderte das Werk von Dantes ganz abweichender, gigantischer Höllenauffassung trennen. Am Eingange zur Unterwelt sträubt sich der Tote, wie im „Tyrannen“; über den acherusischen See geht es durch das demantharte Thor von Plutos Palast, die *πύλη ἀδαμαντίνη* Lucians,<sup>22</sup> vor das Totengericht, dem Äakus, Minos und statt des verschollenen Rhadamanthus der durch seine Gerechtigkeit bekannte bilderstürmende Kaiser Theophilus präsidieren (ähnlich der „gerechte“ Aristides als Hilfsrichter des Rhadamanthus in den „Wahren Geschichten“ II, 10). Zu seinem Glück trifft Timarion unterwegs einen Freund, den Sophisten Theodor von Smyrna, einen glänzenden Redner, der eine feurige Prozeßrede in optima forma vor der unterirdischen Strafkammer hält, in welcher er die beiden Totengeleiter beschuldigt, die Seele des Timarion entführt zu haben, wiewohl er nur vom Fieber erschöpft, noch gar nicht dem Tode verfallen gewesen sei. Da die Sache medicinisch wird, vertagt man die Sitzung, um die sachverständigen Unterweltsgerichtsärzte zu befragen: Asklepios, der freilich pumplig geworden ist und als ein Simpel erscheint (auch Lucian verspottet ihn im 13. Göttergespräche), Hippokrates, der in den „Wahren Geschichten“ II, 7 auf den Inseln der Seligen gleichfalls Gerichtsarzt ist, und Erasistratus (aus Lucian „Über die syrische Göttin“ 17, aber auch aus Plutarch und Appian bekannt). Galen, der größte in diesem Fache, ist beurlaubt, um ungestört Beobachtungen über das Fieber anstellen zu können. Das ärztliche Gutachten fällt für Timarion günstig aus; sein Anspruch auf Rückkehr wird anerkannt, die „Totengeleiter“ werden abgesetzt. Zwischen den beiden Verhandlungen sieht er sich unter Führung seines Rechtsanwaltes den Hades an und trifft, abgesehen von vielen Byzantinern, die nicht genannt, aber für die Zeitgenossen erkennbar angedeutet werden (so der berühmte Polyhistor Michael Psellos durch das Wort *ἐποψέλλίζων* „der Stotternde“), eine Versammlung von Weisen, wie Pythagoras und Thales, einen Kreis ähnlich dem in Lucians 20. Totengespräch, wo Äakus den Menippus herumführt. Eine weitere Gruppe bilden die Rhetoren und Sophisten. Am Ort der Qualen sieht er unter andern Alexander von Pherä und Nero im Kot versinken. — Offenbar sind Aufbau und Einzelmotive direkt Lucian entlehnt. In der Sprache erinnern weniger die einzelnen Phrasen<sup>23</sup> an das Vorbild, als die drastische Art der Vergleiche: Müßiggang, sagt Timarion, ist mir verhafst, wie den Juden das Schweinefleisch; der Schutzengel hinter dem Kaiser Theophilus sieht wie ein Kastrat aus, — im orthodoxen Byzanz ein starkes Stück. — Die Spitze der Satire richtet sich gegen den Humbug der Charlatane und Quacksalber, dann aber auch gegen ein Hauptlaster der Zeit, die Feinschmeckerei und Gefräßigkeit. So bittet sich der geistig so hochstehende Sophist Theodor von Smyrna, der die Befreiung des Timarion erwirkt und den Cicerone im Hades gespielt hat, zur Belohnung aus, der Gerettete möge ihm doch mit dem nächsten Toten einige Delikatessen: ein Spanferkel, drei Poularden und etwas Schweinseuter herunterschicken.

Eine andere byzantinische Nachahmung Lucians aus dem Jahre 1414, freilich ein in Bau, Sprache und Witz gleich ungeschicktes und reizloses Machwerk voll wüster Schimpfereien, ist das Totengespräch, das die Hadesfahrt eines gewissen Mazaris<sup>24</sup> und seine Befragung verschiedener Verstorbener zum Inhalt hat. Das Stichblatt sind hier außer den Ärzten die Hofschranzen. Lucianisch ist außer dem ganzen Entwurfe der Einfall, daß die Toten durch Striemen und Flecken ihre Laster verraten, ferner die Skizze von der Insel der Seligen mit Ulmenhainen und Vogelgesang, und wenn schließlich bei einem, der Lucius heißt, spafseshalber hinzugefügt wird: *ἢ ὄνος*, so geschieht das wohl, damit der Titel der Schrift Lucians: *Λούκιος ἢ ὄνος* herauskommt. Freilich ein kläglicher Witz!



Während des Mittelalters ist Lucian im Abendlande unbekannt. Der gewaltigste Darsteller der Hölle, Dante, benutzt überhaupt keine griechischen Quellen; er würde bei seiner tiefsten, düstern Auffassung auch den leichtfertigen Spötter verabscheut haben. Sein Charon ist nicht der gutmütig polternde Griesgram Lucians, sondern „der Dämon mit den Flammerrädern um die Augen“; Minos und Pluto haben ihre antike Gewandung abgelegt und sind geschwänzte Teufel geworden; die großen Griechen und Römer werden bei der Wanderung durch die Vorhölle am Ende des dritten Gesanges summarisch aufgezählt, nur den Homer zeichnet er aus, „den Fürsten der erhabenen Sangesweise, der ob den anderen wie ein Adler schwebt“.

Als aber nach der Zerstörung Konstantinopels die Humanisten in Italien und Deutschland die griechische Litteratur wieder ans Licht zogen, als in den Glanztagen der Renaissance die Freude an übermäßigem Lebensgenusse, geistreichem Witz, schlagender Satire erwachte, da übte begreiflicherweise Lucian erneute Anziehungskraft aus.<sup>25</sup> Die rhetorische Kunst des Gesprächs, der ernste Grundgedanke und die Verwendbarkeit zur Satire rücken gerade die Totengespräche wieder in den Vordergrund. Besonders beliebt ist das zwölfte, der Rangstreit der Feldherren Alexander, Hannibal und Scipio, das, nach der verderbten Textüberlieferung zu schließen, wohl im ganzen byzantinischen Mittelalter ein vielbenutztes Schulstück geblieben war. — Schon einer der ersten Gräcisten, der 1459 gestorbene Johannes Aurispa, übertrug es ins Lateinische, änderte aber, angeblich dem Libanius folgend, in Wirklichkeit eigenmächtig aus italienischem Nationalstolz den Schluß so, daß Scipio den ersten, Alexander den zweiten Platz erhält.<sup>26</sup> — 1470 veröffentlicht Reinucci in Rom sechs ins Lateinische übertragene Dialoge Lucians, darunter — bezeichnend für die Vorliebe der Zeit — das 12. Totengespräch, den Tyrannen und den Charon. — Von den deutschen Humanisten schätzt ihn besonders der Heidelberger Kreis. Hier, wo die Facetien in Poggios Stil im Schwange waren, sind die ersten deutschen Übersetzungen Lucianischer Stücke entstanden, an denen sich auch der kurpfälzische Kanzler Dietrich von Pleningen, der Freund Reuchlins und Agricolas, beteiligte.<sup>27</sup> Reuchlin selbst übertrug unter anderem 1495 wiederum den 12. Dialog des „Spottvogels unter den Schreibern“, wie er in der Vorrede den Lucian nennt, und widmete ihn dem Herzog Eberhard von Württemberg; eine Abschrift dieser ungedruckt gebliebenen Übersetzung hat sich im Sächsischen Staatsarchiv gefunden, wo sie — der Himmel weiß wie — unter die Polizeisachen geraten war.<sup>28</sup> — Ihm schließt sich Anfang des 16. Jahrhunderts Erasmus an, der feinsinnigste Kenner, Übersetzer und Nachahmer Lucians. — Zu gleicher Zeit übertrug den „Rangstreit“ der Verdeutscher des Cäsar, der Elsässer Ringmann oder Philesius, konnte sich aber nicht enthalten, in einem Nachwort zu bemerken, daß das Urteil des Minos wohl anders ausgefallen wäre, wenn Lucian noch den Cäsar hätte auftreten lassen. — In Ulrich von Hutten's erst nach des Dichters Tode erschienenem Dialog „Arminius“, dessen erster Teil ganz dem Lucianischen Feldherrnstreit entspricht, erscheint zuletzt der Cheruskerheld und rühmt seine Verdienste um das deutsche Land, so daß Minos sich mit der Entscheidung aus der Verlegenheit helfen muß, ihm gebühre unzweifelhaft wenn nicht unter den Feldherren, so doch unter den Vaterlandsbefreiern der erste Rang. — Auch ein junger französischer Schriftsteller, Clément Marot, suchte um die Zeit der Schlacht von Marignano durch eine Übersetzung dieses „Jugement de Minos“<sup>29</sup> in französischen Versen das Wohlgefallen des ehrgeizigen Franz I. zu erregen; seine Bearbeitung ist breiter, deklamatorischer als die ihm wohl vorliegende lateinische Übersetzung; sie betont das Kriegerische und hat die im Vergleich zu den anderen Sprechern bei Lucian recht dürftige Rede Scipios auf 90 Verse erweitert. — Also in kurzem Abstände sieben Übersetzungen oder richtiger Bearbeitungen dieses einen Totengesprächs!

Dieses willkürliche Umspringen mit dem Originale, das Erweitern und Fortsetzen, das Umbiegen der Pointe, das Hineintragen der eigenen Gefühle ist recht charakteristisch für die kraftvollen, selbstbewußten, chauvinistisch denkenden Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. So verwerten sie das Totengespräch nun auch selbständig weiter, zumal nach zwei Seiten: als politische oder kirchliche Streitschrift und als moralisierenden Traktat. — Das Haupt der neapolitanischen Dichter- und Philosophenschule, der elegante Neulateiner Gioviano Pontano reiht — noch im 15. Jahrhundert — unter dem Titel „Charon“ eine Anzahl lateinischer Gespräche in der Unterwelt aneinander, in denen Minos und Äakus sich mit dem philosophierenden Fährmann und dieser wieder mit den verschiedenen Seelen unterhält, die er übersetzt. Die sehr pikanten Lebens- oder richtiger Sterbegeschichten, die diese nach Boccaccios Muster auftischen, richten fast alle ihre Spitze gegen den zuchtlosen Clerus. — Es ist bittere Satire, wenn der Friedensfreund Erasmus in einem seiner 1516 erschienenen, dem Lucian nachgebildeten „Colloquia“, das wiederum „Charon“ betitelt ist, den teuflischen Gehilfen des Pluto, den Alastor, jubeln läßt, als ihm Charon mitteilt, er brauche einen neuen, geräumigeren Kahn für die zahllosen Toten aus den wüsten Kriegshändeln, zu denen jetzt rasende Mönche mit giftigen Stachelworten die Herren der Erde aufhetzen. — Kein Wunder, wenn der leidenschaftliche Politiker Hutten, der in Bologna seinen Lucian eifrig gelesen hatte, sich diese neue litterarische Waffe nicht entgehen läßt. Als der wilde Ulrich von Württemberg des Dichters Vetter ermordet hat, da schleudert ihm dieser 1517 den Dialog „Phalarismus“ entgegen, der sich an Lucians „Tyrannen“ anschließt. Wie sich Menippus bei Tiresias in der Unterwelt Rat holt, so läßt Hutten den Herzog, der wirklich ein Tyrann im modernen Sinne des Wortes war, in den Hades fahren, um bei dem Scheusal Phalaris zu erfragen, wie er ein Gewalthaber gleich ihm werden könne. Der aber erklärt, ihm nichts mehr angeben zu können, da Ulrich ihn längst übertroffen habe. — In den zwanziger Jahren verfaßte der Spanier Juan Valdes zwei längere Totendialoge politisch-kirchlichen Inhalts. Angeregt durch die Ankunft der Seelen eines Königs, eines Herzogs, eines Cardinals, eines Bischofs, eines Weltpriesters und eines heuchlerischen Mönches in der Hölle unterhalten sich in dem ersten Gespräche Merkur und Charon, im zweiten Lactanz und ein Priester über die europäischen Händel, zumal über die Vorgänge in Rom 1527.<sup>30</sup> — Zu dieser Gruppe zählt ferner ein 1538 angeblich in Bologna, jedenfalls von einem Gegner des Papsttums verfaßtes lateinisches, bald auch ins Deutsche übersetztes Gespräch<sup>31</sup> zwischen den Päpsten Leo und Clemens, das die gewissenlose Geldgier und verschlagene Politik der Päpste ironisch preist und mit der Miene der Empörung alle die Vorwürfe aufzählt, die die Ketzerei dem Papsttum machen. Als dritter gesellt sich ihr Kämmerer, der Cardinal Spinola, hinzu; sein Bericht über die letzten kirchlichen Bewegungen und über den Fortschritt der Ketzerei da oben preist dem Papst Leo den Seufzer aus: Ich fühle, es kommt die Zeit, wo die Pfaffen werden arbeiten müssen, wenn sie essen wollen. — Über dasselbe Thema verhandelt schließlich ein wackrer Zeitgenosse und Verehrer Luthers, Johann Schradin von Reutlingen, 1546 in der Unterwelt mit Ariovist, Arminius, Kaiser Rotbart und Georg von Frundsberg in einem holprig gereimten Gespräch.<sup>32</sup>

Im ganzen fand aber in Deutschland mehr der ernste, moralische Grundgedanke der Totengespräche Anklang. Unzweifelhaft wurde die Pflege dieser Litteraturgattung durch die Ideen des Christentums wesentlich begünstigt. Ist doch die Legende vom reichen Mann und armen Lazarus mit ihrem Nachspiel in Himmel und Hölle eine der populärsten des Mittelalters, und der demokratische Gedanke, daß der Tod alle gleich macht, ja für den Armen und Elenden

eine Verbesserung seines Loses ist, ein mit Vorliebe ausgeführtes Motiv. Schon Thibaut de Marly singt im 13. Jahrhundert:

Mort, tu abas à un seul jour  
aussi le roi dedens sa tour  
com le povre desous son toit,

und noch Jakob Ayrer zeigt uns in einem Fastnachtsspiel den Lazarus. Vor allem die Totentänze, die uns in der bildenden Kunst seit der großen Pest von 1348 begegnen, sind ja eine große Gleichheitspredigt, eine bittere Ironie auf Macht, Kraft, Wissenschaft und Schönheit. Weinend und widerwillig fügen sich da die Großen der Welt — oft Porträts — dem Senseschwinger: „sic transit gloria mundi“ und ähnliche Sprüche lesen wir über ihrem Haupte; aber fröhlich tanzend folgt der arme Hirt, folgt der Bettler, dessen Ranzen den Spruch „mourir c'est gagner“ oder „lucrum mori“ trägt. Hier berührt sich die herbe Anschauung der christlichen Religion eng mit der Satire Lucians, aus dessen Totengesprächen wir leicht einen ähnlichen Figurenreigen zusammenstellen könnten, wie ihn die Danses macabres zeigen: Krösus, Midas, Sardanapal jammernd an der Spitze, Alexander weinend, daß er nicht noch als Tagelöhner des Sonnenlichts sich freuen darf, der einst so schöne Nireus, jetzt dem Thersites gleich, der stolze Mausolos, dem sein schönes Grabmal drüben nur Spott einträgt, und auf der andern Seite immer fröhlich, zum Spott geneigt, im Besitze der unvergänglichen Schätze wahrer Lebensweisheit Diogenes und Menippus, Tiresias und Sokrates. Kein Zweifel, daß Hans Holbein, der mit dem besten Lucianiker seiner Zeit, mit Erasmus in Basel zusammen an des Buchdruckers Froben Tische saß, von Lucianischem Geiste angeregt seinen Totentanz schuf.

Ist demnach diese Totenwelt für den Moralisten besonders dankbar, so öffnet sie zugleich der Phantasie des Dichters ein unabsehbares Gebiet. Durch die erste Eigenschaft zog sie Hans Sachs an, die zweite erschien Rabelais verlockend. — Um das Jahr 1531 muß dem Nürnberger Meister die lateinische Übersetzung Lucianischer Dialoge, die Vitus Buerler 1516 in Leipzig herausgegeben hatte, in die Hände gefallen sein. Denn nach ihr hat, wie aus gemeinsamen Abweichungen von Lucian, aus Mißverständnissen und Auslassungen Tittmann erkannte, Hans Sachs das 10. Totengespräch, das sogenannte *Σκαφίδιον*, zu einer Knüttelvers-„Tragedi“ umgemodelt: „Der Caron mit den abgeschidnen Geisten, mit eilf Personen zu agiren“. Ein „Herolt“ ist vorausgeschickt:

wir kom, ein tragedi zu halten,  
die hat gemachet bei den alten  
Lucianus, der groß poet,  
kriechisch er die beschreiben tet,  
und wirt genant Skaphidion  
und sagt von einem, heifst Caron usw.

Die Gestalten, die Merkur an den Kahn bringt, und die alles irdische Gepäck ablegen müssen, sind zunächst ganz die Lucianischen: der fröhliche Menippus, der freiwillig in den Tod gegangen ist; Carmelius „der buler“ muß Schmuck, Schönheit, „küfs und bulbrief“ lassen; folgen Lampichus der König, Damasia „ein berühmter kempfer“, der seinen olympischen Kranz niederlegt, Craton „mit dem geltsack“, Mico der Kriegsmann, und der Philosophus, dem Menipp den fünfpfündigen Bart abhackt. Nachdem der Kahn schon abgestoßen ist, kommt statt des Lucianischen Rhetors, einer Figur, die man in Hans Sachsens Zeit nicht verstanden hätte, Epikur schreiend an: „ich bin der volle Epikur“, der sehr mit Unrecht durch die berühmte Horazstelle „porcus e grege Epicuri“ das klassische Urbild des Schlemmers und „säuwichen“



Lebens geworden ist (erst Thomasius hat seinen guten Ruf wiederhergestellt), und den Hans Sachs mit wenig schmeichelhaften Titeln wie „Weinschlauch, bodenlose Treberku“ bedenkt. Mit richtigem Gefühl dafür, daß bei einer satirischen Verkörperung der Narrheiten und Laster der Zeitgenossen die alte deutsche Unsitte der Unmäßigkeit nicht ungezaust davon kommen dürfe, setzt er den Schlemmer für den echtgriechischen Berufsschwätzer ein. Alles andre ist wie bei Lucian.

Ins Possenreifserische hinüber spielt die Hadesfahrt, die Rabelais, der auch sonst Lucianische Gedanken verwendet, mit seinem derben Humor im zweiten Buche des „Gargantua und Pantagruel“ (Kap. 30) den Epistemon machen läßt. Dieser hat einige Zeit tot dagelegen, wird aber durch die Kunst des Panurg wieder von den Toten auferweckt und erzählt nun von der Unterwelt. — Der Grundton ist wieder der christliche, aber auch Lucianische Gedanke: Die Großen dieser Welt werden drüben erniedrigt, und die hier armselig und bescheiden waren, sind dort erhöht. Etwa achtzig berühmte Leute hat er gesehen; aber wie hat sich ihre Glückslage verschoben! Alexander ist Hosenflicker (die Ausführungen sind, wie so oft bei Rabelais, witzlos und albern), Xerxes Ausschreier, Nero Leierkastenmann, wohl eine Hindeutung auf sein Saitenspiel beim Brande Roms; Helena hat ein Gesindevermietungs-bureau, das heißt nach damaligen französischen Verhältnissen: sie ist eine lена. Wie man sieht, alles nur Variationen des gleichen Gedankens im „Totenorakel“. Diogenes dagegen, der bewährte Liebling aller Hadesfahrer, stolziert im Purpurmantel einher, wie bei Lucian in den „Wahren Geschichten“; Epiktet, droben der schlichte Mann der Resignation mit dem Wahlspruche „sustine et abstine“, diniert mit Damen in einer Laube. Besonders schlecht fahren die Reichen und die Wucherer: sie müssen alte Nägel und rostige Nadeln in den Gossen suchen und erhalten für den Zentner ein Brot-rindchen.

In den Stürmen des 17. Jahrhunderts verroht mit den Gemütern der Geschmack, die litterarische Technik, der sprachliche Ausdruck, zumal in Deutschland. An die Stelle lebensfrischen Schaffens tritt Verknöcherung und Pedanterie. Da ist für die kunstvolle Schreibart des Totengesprächs kein rechter Platz; selten wird die Hölle zu satirischen Zwecken verwendet. Immerhin ist ein verwandtes litterarisches Genre erwähnenswert, das vermutlich auf einen Anstofs Lucians zurückzuführen ist, wenn auch die Gesprächsform dabei hinter der Schilderung zurücktritt. Im „Lügenfreund“ Lucians, jener Schrift, der Goethe die Fabel zum Zauberlehrling entnahm, erzählt Kleodemus, wie er im Fiebertraum von einem weißgekleideten Jüngling in die Unterwelt entrückt worden sei und dort den Tantalus und Sisyphus, den Pluto als Richter mit seinem Gefolge und mehr der Art gesehen habe. Solche Visionen oder Träume von der Unterwelt sind offenbar für den Satiriker ein ebenso ungefährliches — denn wer ist für seine Träume verantwortlich? — als dankbares Mittel, seiner Zeit einen Spiegel vorzuhalten, nur daß er die furchtbaren Bilder des Danteschen Inferno zu Karikaturen verzerren wird, daß seine grotesken Szenen mehr Lachen als Grauen oder Erschütterung wecken werden. Nichts bequemer für die lebhaftere Phantasie eines kühnen Dichters als so ein Traum! Die Portraits kommen und gehen, wie sie des Dichters Willkür citiert; die heftigsten Angriffe auf einzelne und auf Stände darf er wagen — es sind ja nur Träumereien. Und so träumte, die „Divina Commedia“ unter dem Kopfkissen, Quevedo, nächst Cervantes der größte spanische Satiriker des 17. Jahrhunderts, seine „Sueños“, die zuerst 1627 erschienen. In leichten Skizzen wird uns das buntbewegte Leben in Madrid unter Philipp III. gezeichnet, in das uns der Satiriker am besten hineinführt, während es der Historiker großen Stils kaum streift, der Dramatiker eher meidet als sucht. Zwei dieser

„Träume“, der dritte und der sechste, schildern die Hölle. In scharfen Silhouetten ziehen die Typen der Zeit mit ihren Unsitten und Modeleidenschaften vorüber, die harmloseren Strafsenfiguren zumal: der faule Barbier, der nur das Spiel in jedem Sinne im Kopfe hat und zur Strafe unten den modernen Tantalus abgiebt: unerreichbar hängt über ihm die Gitarre, mit der er manches Ständchen gebracht, und zu seinen Füßen lockt das Damenbrett; — der Kaufmann, für Quevedo gleichbedeutend mit Filou, spekuliert noch im Jenseits, die Schneider reitet der Modeteufel, die Juweliere schüren die Schmuck- und Putzsucht weiter, die Alchymisten werden verhöhnt. Aber die schärfsten Giftbolzen treffen die höhern Stände, zumal die gelehrten: schwarzgewandet sind die Ärzte, mit Recht; sie trauern um die Unzahl derer, die sie ins Jenseits befördert haben; sie tragen mächtige Ringsteine am Finger, die den Kranken beim Pulsfühlen bereits an den Leichenstein gemahnen. Die Richter zeichnen sich durch verschlossene Ohren und offene Hände aus. Die Dichter sind dazu verdammt, das Lob ihrer Rivalen anhören, oder — noch grausamer — deren Werke corrigieren zu müssen. Dann wieder eine Gerichtsverhandlung: Solon verklagt die Tyrannen, einen Domitian, Caligula, Pisistratus; der einst litterarisch regsame Dionys von Syrakus hat die Verteidigung übernommen. Kurz, mit derben Schlägen und einer in jenen Tagen und in jenem Lande bemerkenswerten Kühnheit stäupt er die Verirrungen seiner Zeitgenossen, stets bestrebt, wie er sagt, „die Wahrheit ihnen zwar nicht ganz nackt, aber doch auch nur im Hemde zu zeigen“ (*verdades dire en camisa poco menos que desnudas*). Diese in Spanien viel nachgeahmten satirischen Zeitbilder Quevedos, die der etwas jüngere, durch Schopenhauer wieder zu Ehren gekommene Jesuit Gracian mit den Blättern des Tabaks verglich, die mehr schädlich als nützlich seien, weil sie nur einen flüchtigen Genuß gewährten, ohne eine dauernde heilsame Wirkung zu üben, übertrug vom protestantischen Standpunkt aus frei auf deutsche Verhältnisse ein weitgereister, weltkluger und für seine Zeit erstaunlich belebter Mann, Johann Michael Moscherosch. Zumal die ersten unter den „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichtern Philanders von Sittewald“ (Straßburg 1645) lehnen sich enger an Quevedo an, und das siebente Gesicht, „Höllenkinder“ betitelt, hält gleichfalls in der Unterwelt ein einschneidendes Strafgericht über die verderbte Zeit, das hier wie bei dem Spanier am härtesten die höheren und gelehrten Stände trifft.

Anders wurde es in den letzten Jahren des 17. und vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diese Zeit hat den Feuilletonstil geschaffen; sie ist auch eine klassische Periode des Dialogs, zunächst in Frankreich. Reich an geistigen Interessen und witzigen Köpfen fand sie im Gespräche die fesselndste und geeignetste Form für die Erörterung litterarischer und philosophischer Streitfragen. Und wenn man am Kaminfeuer der Salons in witzsprühendem Geplauder die schwierigsten Rätsel zu lösen versuchte, so wog der Esprit, der Zauber der Form und die Kühnheit der Einfälle oft mehr, als die Gediegenheit der Gedanken.

So kommt auch das Lucianische Totengespräch wieder zu Ehren; Frankreich übernimmt hier gleichfalls die Führung, und kein geringerer als Boileau eröffnet den Reigen. Zwar erschien sein „Dialogue à la manière de Lucien: les héros de roman“ erst 1710, aber schon 1665 hatte er eine Skizze dazu im heitern Freundeskreise vorgelesen, und einer dieser „Freunde“, der ein treffliches Gedächtnis mit unnobler Gesinnung verband, liefs, was er davon behalten hatte, schon 1688 drucken. Es ist eine litterarische Satire gegen die süßlichen, verliebten Heldenromane, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem verschrobenen Zeitgeschmack zusagten. Besonders hatte das Fräulein von Scudéry im „Cyrus“ und in der „Clélie“ die Helden und Heldinnen des Altertums zu tändelnden Seladons zugestutzt, eine Vergewaltigung der Geschichte, die

Boileau, dem Manne des sens commun und dem Freunde der echten Alten, gerechten Ärger erregte. Im Tartarus ist ein Aufstand ausgebrochen, was an die Empörung der Verdammten in den „Wahren Geschichten“ erinnert: Prometheus, seinen Geier auf der Faust, Tantalus, stark berauscht, rücken heran; Sisyphus hält von seinem Rollstein herab aufreizende Reden. Pluto und sein Gehilfe Minos müssen sich zur Wehre setzen. Der Cerberus wird losgelassen, die Furiengarde verstärkt, aus den Gefilden der Seligen die Heroen und Heroinnen herbeordert. Diogenes, wie immer die lustige Person, bietet sich mit seinem Knüttel als Freiwilliger an; Pluto werde ihn brauchen können, meint er; denn auf jene sogenannten Helden sei kein Verlaß. Und nun ziehen die Gestalten der Moderomane, von Diogenes mit kaustischem Witz vorgestellt und charakterisiert, an Pluto vorüber, der mit Erstaunen und wachsendem Grimm erkennt, wie bitter er sich getäuscht hat. Was ist aus Cyrus geworden? Ein weinerlicher Schwächling, der nach seiner Mandane seufzt. Tomyris, weit entfernt, nach Feindesblut zu lechzen, sucht ein Notizbuch, in dem sie ein massagetisches Liebesmadrigal an Cyrus aufgesetzt hatte. Horatius Cocles trällert ein verliebtes Modeliedchen an Clelia; Lucretia und Brutus schreiben sich in rätselhaften Zeichen Billets-doux. In Sappho, einem Blaustrumpf, der sofort eine Seite aus einem eignen Roman vorliest, ist die Scudéry selbst boshaft persifliert. Die Jungfrau von Orléans redet in den entsetzlichen Versen, in denen sie der damalige Epiker Chapelain mißhandelt hatte. Zur Beruhigung des entrüsteten Pluto stellt sich heraus, daß diese Galerie von Jammerhelden nur Trugbilder sind. Man findet unter ihren Masken ganz gewöhnliche Durchschnittspariser, die ein eben im Hades anlangender Franzose als gute Bekannte begrüßt. Der Aufstand der Verdammten aber wird durch die von Merkur geholte Blitzartillerie des Zeus gedämpft. — Da jene vielbändigen Staats-, Liebes- und Heldenromane auch in Deutschland üblich wurden, so schrieb Bodmer in den „Discoursen der Mahlern“ 1722<sup>33</sup> eine Fortsetzung der Boileauschen Szene in der Unterwelt, in denen der „Christliche deutsche Hercules“ des Superintendenten Buchholtz (1659) und der „Arminius“ Lohensteins (1689) in derselben Weise in Gesprächsform gezeifelt werden. — Gleichfalls unter dem Zeichen Boileaus steht wohl eine in die Form des Totengesprächs gekleidete litterarische Satire, die Elias Schlegel, ein Schüler Gottscheds, aber auch ein Vorläufer Lessings, 1741 in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ unter dem Titel „Demokrit. Ein Totengespräch“ veröffentlichte. Es ist eine verurteilende Kritik des gleichnamigen burlesken Lustspiels von Régnard, das 1741 in deutscher Übersetzung ohne Erfolg über die Leipziger Bühne ging. Noch ganz in den Banden Gottschedischer pedantischer Auffassung von den Regeln des Dramas, überzeugt von der Notwendigkeit der drei Einheiten, ohne Sinn für die Berechtigung drolliger Anachronismen, in denen gerade der possenhafte Reiz des Régnardschen Stückes lag, läßt er in der Unterwelt den echten Demokrit und den Aristophanes mit ätzender Kritik über den armen Régnard herfallen, der sein albernes Machwerk tölpelhaft genug verteidigt. Es ist eine in der Form unbehülfliche Jugendarbeit des später so tüchtigen Kritikers. — Erich Schmidt hat darauf hingewiesen,<sup>34</sup> daß diese 1764 in Schlegels gesammelten Werken nochmals gedruckte Arbeit vermutlich wiederum Goethe zu der 1774 hingeworfenen übermütigen Farce „Götter, Helden und Wieland“ angeregt habe, „einem schändlichen Dinge, worin er Wieland auf eine garstige Weise über die Mattherzigkeit in Darstellung der markigen Fabelwelt turlupinierte“. Auch diese frische, im Tone der Stürmer und Dränger gehaltene Satire ist die Kritik eines Dramas, der sentimental, französölnen „Alceste“ Wielands, und der Briefe, in denen er das gleichnamige Stück des Euripides scharf beurteilt hatte: der schlummernde Hofrat Wieland wird durch Merkurs Zauberstab im Schlafrocke in den Hades citiert und von dem zornigen Euripides, von den handfesten Originalgestalten der Alceste



und des Admet, zu guter letzt von dem derb polternden Herkules wegen seiner Entstellung des echten Griechentums zur Rede gesetzt. Er bekennt in höchster Verlegenheit, dafs er sich diese Helden in der That ganz anders vorgestellt habe. „Das soll die wirkliche Alceste sein? mit dieser Taille?“ Sehr richtig antwortet ihm der grobe Herkules: „Was kann ich davor, dafs Er eine so engbrüstige Imagination hat?“ Dieser vierschrötige Herkules, der sofort heftig wird und kein Blatt vor den Mund nimmt, gleicht durchaus dem Lucians, z. B. im 16. Totengespräch. Die Verwechslung des Totengeleiters Merkur mit dem „Teutschen Merkur“, Wielands Zeitschrift, macht die Szene an Charons Kahn noch possierlicher.

Einen weit größeren Raum, als die litterarische Satire, nimmt in der gewaltigen Totengesprächlitteratur des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts das Gespräch zwischen bedeutenden Persönlichkeiten aus der Weltgeschichte ein. Hier tritt das satirische Element zurück. Die Phantasie des Dichters läßt Menschen aus den verschiedensten Epochen mehr oder minder geistreich über Themen aller Art, über Zeitereignisse oder über das eigene Erdenleben plaudern und disputieren. Entweder ist der Zweck dabei eben nur die anmutig belebte Unterhaltung, zum Teil aber will auch der Verfasser die Figuren seines Puppenspielles nach einem bestimmten Ziele lenken, er will sie eine Frage lösen lassen, will belehren und aufklären. An der Spitze der ersten Gruppe steht Fontenelle, die zweite führt Fénelon.

Von allen, die sich in Lucians Manier an Totengesprächen versucht haben, ist ihm Fontenelle wohl am nächsten gekommen. Er gesteht auch ein, dafs er nach diesem Vorbild arbeitet; Lucian ist die den „Dialogues des morts“ von 1683 vorausgeschickte Epistel gewidmet, die bescheiden schließt: „je ne veux que la gloire d'avoir sçu qu'on ne peut imiter un plus excellent modèle que vous“. In den kurzen, lebendigen, bisweilen pikanten Gesprächen ist eine mit Humor und Ironie gewürzte Lebensanschauung der Grundton. Im ersten Dialog unterhalten sich beispielsweise Alexander der Grofse, dem wir in den Totengesprächen aller Zeiten begegnen, und die berühmte Hetäre Phryne über ihre — Eroberungen. In einem andern macht Dido ihrer Freundin Stratonice gegenüber dem Groll darüber Luft, dafs Virgil, der ihr eben seine Äneis vorgelesen hat, ihr gutes Renommée für alle Zeiten durch die infame Lüge geschädigt habe, sie hätte mit einem 300 Jahre ältern Trojaner, Namens Äneas, ein Verhältnis gehabt. Dieses Aufstechen von Anachronismen in den Fabeln der Dichter ist echt Lucianisch. Besonders gern läßt er Damen der grofsen Welt auftreten, die sich durch „beaucoup d'esprit, assez de beauté et peu d'amour“ hervorgethan haben: Margarete von Östreich erörtert z. B. mit Roxelane das Thema, wie man die Männer gängeln könne. Auch die Gelehrten und Philosophen und mit ihnen ernsthaftere Themen fehlen nicht: so vertreten Homer und Äsop die verschiedenen Anschauungen vom Zweck der Poesie, das „delectare“ und das „prodesse“. Sokrates streitet mit Montaigne darüber, ob die Alten tugendreicher gewesen seien als die Menschen der neueren Zeit. Erasistratus, jener griechische Arzt, der in der Höllenfahrt des Timarion vorkam, wird von Harvey, dem Entdecker des Blutkreislaufs, über die Schultern angesehen; doch mufs dieser schliefslich einräumen, dafs trotz der Fortschritte der Physik und Medizin die Menschen noch sterben wie in alter Zeit. — Alle Gespräche sind amüsant zu lesen; manches darin ist freilich gesucht und frostig, und was dem Leser Lucians nie begegnen wird, wir vergessen mitunter, dafs wir uns im alles ausgleichenden Reiche des Pluto befinden; wir haben nicht selten das Gefühl, dafs diese Unterhaltungen ebenso gut in der Plauderecke eines Pariser Salons geführt sein könnten: es fehlt der ernste Grundton, der stete Hinweis auf die Eitelkeit dieser Welt.

Die Schrift mufs viel Aufsehen gemacht und besonders bei den Historikern Anstofs erregt haben. Fontenelle suchte letztere durch eine 1684 verfafste humoristische Selbstkritik zu

entwaffnen, die wiederum die Form des Totengesprächs hat. Die Dialoge sind, so nimmt er in diesem „Jugement de Pluton sur les dialogues des morts“ an, in der Unterwelt mit Begierde gelesen worden und haben einen wahren Sturm entfesselt; jeder fühlt sich beleidigt oder falsch dargestellt. Pluto hält zur Beschwichtigung der Gemüter eine öffentliche Kritik über das Buch ab. Lucian, mit der Verteidigung des Autors beauftragt, lehnt klüglich ab, läuft sogar selbst Gefahr, noch sehr post festum wegen seiner eignen Dialoge von den alten Philosophen belangt zu werden, hört indessen gelassen die gröblichen Ausfälle des biedern Cato gegen die müßigen Herren Gesprächsschreiber an. Nach stürmischen Verhandlungen, in denen fast alle Personen jener ersten Gespräche zu Worte kommen, wird eine Anzahl komischer Ehrenerklärungen und Nachträge zu Protokoll genommen. — Dafs indefs die „Dialogues des morts“ auch sehr beifällig aufgenommen worden sind, dafs sie dem Geschmack weiter Kreise ungemein zusagten, beweist neben der stattlichen Zahl von Auflagen das Heer von Nachahmern, das, meist mit ausdrücklicher Berufung auf Fontenelle als Vorbild, diese Erneuerung des alten Lucianischen Litteraturgenres fand,<sup>35</sup> zunächst in der französischen Litteratur. — Auf dem Titelkupfer der 1709 im Haag anonym erschienenen „Dialogues des morts“<sup>36</sup> wandeln Lucian (für den übrigens dem Künstler ein Amsterdamer Trödeljude Modell gestanden zu haben scheint) und Fontenelle im Gespräch unter den Cypressen des Elysiums; im Hintergrunde sieht man zwei Könige, zwei antike Feldherren, zwei Welt Damen sich lebhaft unterhalten. Der Verfasser bleibt weit hinter seinem Meister zurück, und wenn er mit bescheidener Selbsterkenntnis in der Vorrede sagt: „Wenn meine Schatten Euch einschläfern, so werden ihre Plaudereien doch wenigstens zu etwas dienlich sein“, so ist zu befürchten, dafs bei manchem Leser das Werk eben nur diese eine Wirkung erreicht haben dürfte. Die Eleganz der Sprache, die überraschenden Einfälle werden durch die Neigung zum Moralisieren und die breite Ausführung der beiderseitigen Gründe übel ersetzt: Cäsar und Brutus unterhalten sich allein über 100 Seiten lang. — Enger an Fontenelle schloß sich Pesseliers 1753 ohne Angabe von Ort und Verfasser gedruckte „Nouveaux dialogues des morts“ an. Ihm scheint auch die Sammlung gewidmet zu sein. Denn die Verse der Vorrede:

J'adresse mon hommage au célèbre Nestor  
de l'empire brillant de la Littérature,  
si digne de jouir, pendant un siècle encore  
de cette gloire noble et pure  
que méritent l'homme de bien,  
le sçavant agréable et le bon citoyen

passen auf ihn, der, 1657 geboren, ein volles Jahrhundert durchlebte, 1753 also thatsächlich ein ehrwürdiger Nestor war, und der, so oberflächlich seine Schriften, an den Leistungen seiner gewaltigen Zeitgenossen gemessen, erscheinen mögen, sich im In- und Auslande großen Ansehens erfreute. Übrigens konnte sich Fontenelle die Widmung gefallen lassen. Die Personen der Dialoge sind mit Geschmack gewählt, die Themen interessieren und sind knapp und gefällig behandelt. Da hören wir etwa Kaiser Karl V., den in Frankreich wenig beliebten Herrscher zweier Welten, mit dem Schauspieler Baron, einem Bühnenkönig vom Théâtre français, dessen Sertorius, Augustus, Mithridates einst die Pariser entzückt hatte, über persönliches Verdienst sprechen; die Frage: was ist wahrer Adel? beleuchten von verschiedenem Standpunkt ein französischer Edelmann und Diogenes, dieses gern hervorgesuchte Inventarstück der Totengespräche. — Auch einem begabten jungen Chemiker, der später leider nur noch über Essig- und Liqueurfabrikation geschrieben hat, Demachy, ließen die Lorbern Fontenelles keine Ruhe.

Seine 1755 veröffentlichten 39 „Neuen Totengespräche“ sind in der originellen und doch geschmackvollen Zusammenstellung interessanter Gestalten wie in der muntern Unterhaltung über anziehende Fragen gleich vortrefflich; überall blickt freilich der galante, heifßblütige Franzose durch. Wie bezeichnend ist es, wenn Alexander und Scipio, die alten Bekannten aus dem Hades, nicht etwa um den Feldherrnrang streiten, sondern beide ihre „Contenance“ rühmen, die Alexander der Frau des Darius, Scipio der Sophonisbe gegenüber gezeigt habe! Drollig ist es, wie Anakreon seine Übersetzerin, die Madame Dacier, aufsucht und zu seinem Entsetzen statt einer liebeslustigen Grazie einen Philologen in Unterröcken findet. Lucianisch ist es, wenn der trauernde Xerxes mit dem armen arkadischen Schäfer Cercidas zusammentrifft, der, ein neuer Micyllus, des Tausches herzlich froh ist; Lucianisch, wenn Plato dem Ovid anvertraut, daß er bei seinen philosophischen Unterhaltungen oft habe heimlich gähnen müssen. Ovid, der Mann, der den Augenblick zu genießen weiß, ist dem jugendlichen Autor verständlicher, der ohnehin eine Pike auf die grane Metaphysik hat, wie die Gespräche zwischen Pascal und Mallebranche, zwischen Leuwenhoeck, dem Erfinder des Mikroskops, und Aristoteles beweisen. Geistreich und amüßant sind ferner die Unterhaltungen zwischen Diogenes und Alcibiades, Mahomet und Luther, Brioché, dem Erfinder der Marionetten, und Descartes, der einen künstlichen Tierorganismus construiert hatte, schließlic eine Erörterung über die Eitelkeit des Poms bei Begräbnissen zwischen Karl V., dem Pilgrim von St. Just, und der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, der man in Paris ein ehrliches Begräbnis verweigert hatte. — Noch 1791 erschienen in Deutschland „Plaudereyen aus der Unterwelt. Einige Partikel aus Meister Lucians Schnapsack. Niesenhofen (?)“, die zwar im derben, formlosen Stile der Stürmer und Dränger geschrieben sind, in der Wahl der Figuren und der Gesprächsstoffe aber ganz im Fahrwasser Fontenelles bleiben: Montezuma geißelt die in Columbus verkörperte Ruhmsucht; zwei gefallene litterarische Größen, Gottsched und Klotz, beklagen sich über Lessing; in einem Gespräch zwischen Marius und dem Bürgermeister einer kleinen deutschen Reichsstadt wird der kindische Dünkel dieser Duodez-bürokraten verlacht.

Zu lehrhaften Zwecken benutzte die Form des Totengesprächs Fénelon, der Herder Frankreichs; das sagt schon der Titel der 1710 erschienenen „Dialogues des morts composés pour l'éducation de M<sup>gr</sup> le Duc de Bourgogne“. <sup>37</sup> Es sind 79 Gespräche. 51 von Göttern und Menschen der alten Welt, die übrigen von berühmten Verstorbenen der Neuzeit geführt, in edler, an schönen Gleichnissen und Metaphern reicher Sprache abgefaßt. Sie sollten für seinen talentvollen Schüler, den Enkel und voraussichtlichen Thronfolger des großen Ludwig, zugleich ein Spiegel echter Fürstentugenden und eine anmutig eingekleidete Durchwanderung der Mythologie und Geschichte sein. Dem didaktischen Zwecke entsprechend werden scharfe Contraste zwischen Tugendbolden und Taugenichtsen bevorzugt. Jedes Gespräch behandelt eine politische oder moralische Wahrheit, die als Thema oder Überschrift voransteht, z. B. der Satz „un prince ne peut trouver de véritable bonheur et de sûreté que dans l'amour de ses sujets“ wird e contrario durch ein Gespräch Platos mit Dionys bewiesen. Mehrfach wird dem leidenschaftlichen Prinzen als abschreckendes Beispiel eines übermütigen, gewissenlosen, wenn auch genialen und unwiderstehlichen Menschen Alcibiades vorgeführt. Neben Merkur und Charon erscheinen alle die schärfer profilierten Lieblingscharaktere der Totengespräche: Solon, Xerxes, Sokrates, der unentbehrliche Alexander, Diogenes, Timon (bekanntlich auch eine speciell Lucianische Figur), an dem die Thorheit des Menschenhasses demonstriert wird. Hier eine Probe aus dem 25. Dialog: mit einem Freimut, der an den Ufern des Euphrat ebenso gefährlich gewesen wäre, als er am Styx für selbstverständlich gilt, sagt Aristoteles seinem Schüler Alexander herbe Worte über den



Cäsarenwahnsinn seiner letzten Jahre. „Erkläre mir doch“, bittet Alexander, „wie kommts, daß so mancher Fürst in seiner Jugend so brav ist und in der Folgezeit all die guten Lehren, die man ihm beigebracht hat, in den Wind schlägt, gerade wenn es darauf ankäme, sie in Thaten umzusetzen? Was hilfts, daß sie in jungen Jahren wie die Papageien von Tugend schwatzen, wenn die Vernunft, die in ihnen mit den Jahren immer mehr reifen sollte, sie im Stiche zu lassen scheint, sobald sie in die große Politik eingetreten sind?“ — Aristoteles: „Du warst thatsächlich ein Wunderkind; wie gewandt unterhieltest du die fremden Gesandten, die an Philipps Hof kamen! Du liebtest die Wissenschaften, du lasest die Dichter, du schwärmtest für Homer, dein Herz war entflammt, wenn ich dir die hochherzigen Thaten der Helden erzählte. Als du Theben nahmst, schontest du Pindars Haus; und als du später den Boden Asiens betratest, war dein erster Gang nach dem Grabmal des Achill, nach den Trümmern von Troja. Das alles beweist ein echt menschliches, allem Schönen offenes Herz. Man erkennt dies gute Naturell auch noch, als du dein Leben dem Arzt Philippus anvertrautest, und zumal als du die Familie des Darius so edel aufnahmest, daß jenen sterbenden König der Gedanke tröstete, du würdest ihnen ein wahrer Vater werden. Das alles hatte die Philosophie und ein von Natur edles Herz in dir bewirkt. Aber von dem weiteren mag ich gar nicht reden —“. Alexander: „O rede, sprich, mein guter Aristoteles! Du hast keinen Grund, mich zu schonen“. — Aristoteles: „Dieser Dünkel, diese Verweichlichung, diese Anfälle von Mißtrauen, von Grausamkeit, von Jähzorn, diese Wutausbrüche gegen deine Freunde, diese Leichtgläubigkeit schmeichlerischen Schurken gegenüber, die dich einen Gott nannten“. — Alexander: „Wie wahr! Ich hätte nach meinem Siege über Darius sterben sollen. Die Eroberung des ganzen Orients ist für mich weniger rühmlich, als es mir Schande bringt, meinem Glück erlegen zu sein und vergessen zu haben, daß ich doch auch nur ein Mensch war. Aber sage mir doch, wie kommts, daß man in der Kindheit so klug ist, und so wenig verständig, wenn man es am meisten sein könnte?“ — Aristoteles: „In der Jugend läßt man sich noch belehren, anregen, tadeln von tüchtigen Leuten. In der Folgezeit fällt man leicht drei Feinden zum Opfer: dem Eigendünkel, den eigenen Leidenschaften und den Schmeichlern“. — Im Ganzen erinnert die Denkungsart und der lehrhafte Ton mehr an Plutarch, dem auch eine Fülle von Einzelheiten entlehnt sind. Doch fehlt es nicht an humoristischen Zügen und Übereinstimmungen mit Lucian: so findet sich die komische Ausbeutung der Odysseefabel, Herakles selbst weile bei den Göttern im Olymp, sein Schatten aber und Ebenbild im Hades, bei Lucian im 13., bei Fénelon im 2. Gespräch. Es ist im Geiste Lucians, wenn Diogenes dem Tyrannen Dionysius gegenüber betont, daß er nichts, der Tyrann alles hier unten verloren habe. Lucian selbst tritt als „Moqueur“ im Gespräch mit Herodot auf, dessen nicht ganz schwindelfreie Reisebeschreibung er hier wie einst in seinen Schriften bekräftigt. — Schon im 17. Jahrhundert waren vereinzelte Totengespräche erschienen, in denen jüngstverstorbene hervorragende Personen über die neuesten politischen Ereignisse Betrachtungen anstellten.<sup>38</sup> Ganz in der Art dieser politischen Broschüren giebt Fénelon in den Dialogen, die Fürsten oder Staatsmänner der letzten Jahrhunderte redend einführen, eine Art von kritischer Geschichte, ohne zu vergessen, jedesmal ein moralisches Facit zu ziehen. Die gewiegtesten Diplomaten enthüllen hier, wo Schein und Verstellung keinen Zweck mehr haben, die geheimsten Fäden ihrer Intriguenpolitik und sagen sich die ungeschminkte Wahrheit: „Il vaut mieux être renard que tigre“ muß Richelieu von Mazarin hören. Gerade diese politischen Erörterungen fanden in den Jahren des spanischen Erbfolgekrieges inner- und außerhalb Frankreichs viel Anklang. Der Dialog, meinte man, eigne sich trefflich dazu, die entgegengesetzten Interessen verschiedener Nationen durch bedeutende Vertreter derselben beleuchten zu lassen; da freilich eine Kritik der

Politik der jüngsten Vergangenheit hierbei unvermeidlich war und diese Kritik bei dem Hasse, der weite Kreise in Frankreich gegen Ludwig XIV. in den letzten Jahren seiner Regierung erfüllte, dem Schreiber gefährlich werden konnte, erschienen diese französisch und meist wohl von Franzosen verfaßten Gespräche vielfach in Köln oder in Holland, der alten Hochburg der politischen Freiheit.<sup>39</sup>

Je lebhafter am Anfange des 18. Jahrhunderts auch in Deutschland das Interesse an Politik und Zeitgeschichte erwachte, nachdem man der theologischen Zänkereien einigermaßen satt geworden war, um so empfindlicher machte sich der Mangel an lesbaren Geschichtswerken fühlbar. Wenn irgendwo, so herrschte in den Büchern der damaligen Historiker Pedanterie, geisterstickende Aufspeicherung eines ungeheuren Notizenmaterials und eine ungenießbare, trockne, gelehrt scheinen wollende Sprache. Dem gleichzeitig allenthalben sich kundgebenden Bedürfnis der bürgerlichen Kreise nach unterhaltendem Lesestoff war man zuerst in England durch die moralischen Wochenschriften entgegengekommen. Der „Tatler“ (1709), der „Spectator“ (1711), der „Guardian“ (1713) fanden eifrige Nachahmer in Deutschland, und bald bot buchhändlerische Spekulation und Schriftstellereitelkeit einem lesewütigen Publika eine wahre Flut — Scherer zählt bis 1800 über 500 — ähnlicher periodischer Zeitschriften „zur Belustigung des Verstandes und Witzes“ oder auch nur „zur Unterhaltung des Frauenzimmers“ dar. Bei dieser Constellation war für eine Zeitschrift, welche die Ereignisse der jüngsten Zeit, politische Raisonsnements, Anekdoten und interessante Aktenstücke in leidlich unterhaltender Form brachte, ein guter Erfolg zu weissagen. Ein viel umhergetriebener Schriftsteller untergeordneten Ranges, der sogar eine Zeit lang nach Gundlings Tode unter dem Titel eines Geheimen Staatsrats und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Hofnarr Friedrich Wilhelms des Ersten war, David Falsmann aus Oberwiesenthal, that daher einen glücklichen Treffer, indem er die Idee der so wohl aufgenommenen Fontenelleschen und Fénelonschen Totengespräche journalistisch verwertete.<sup>40</sup> Seit 1718 gab er etwa monatlich in Leipzig „Gespräche in dem Reiche derer Todten“ in einzelnen „Entrevüen zwischen Personen, so in der Welt einen hohen Rang gehabt“, heraus „nebst dem Kern der neuen Merkwürdigkeiten in sehr wichtig darüber gemachten Reflexionen“. Diese Entrevüen sind 22 Jahre lang erschienen und viermal aufgelegt worden, gewiß für ein Journal ein seltener Erfolg. Es sind 240 Totengespräche, manche über 100 Quartseiten lang; sie füllen mit Supplement und Register nicht weniger als sechzehn Bände, deren keiner unter 1300 Seiten hat. Jedes Gespräch ist mit einem künstlerisch wertlosen Holzschnitt geziert, der die Unterredenden, in der Regel zwei, meist Fürsten, Feldherrn, Staatsmänner, aber auch Schriftsteller und berühmte Damen, in einem Cypressenhain oder sonst einer hadesmäfsigen Umgebung darstellt. Als schriftstellerische Leistungen stehen sie tief unter den französischen Vorbildern. In einem schwülstigen Stile, der die galante Hofsprache vorstellen soll, breit, schwerfällig, ohne kräftige Parteinahme, ohne muntere Einfälle, reihen sich philiströse Raisonsnements über Cabinetsintriguen, trockne biographische Mitteilungen, „remarquabler“ Notizenkram, Klatschgeschichten, gelegentlich auch schlüpfrigen Inhalts, dann wieder triviale Moralisierungen und Gemeinplätze aneinander; ja ganze Acta publica, Friedensinstrumente, Erbschaftspakte, Stamm-bäume, Briefe, Erlasse und dergl. rückt der Verfasser ein, „damit auch diejenigen ihre Satisfaction finden mögen, welche dergleichen curieuse Piécen conserviret wissen wollen“. Um auch über die jüngsten Ereignisse kannegießern zu können, hat der wenig erfindungsreiche Autor einen von der Oberwelt zeitweilig kommenden „Secretarius“ eingeführt, der im nüchternsten Kanzleistil die neuesten Nachrichten, so zu sagen die Telegramme, verliest, die nun den Stoff der Unterhaltung für die erlauchten Toten bilden, wodurch freilich z. B. Themistokles genötigt

wird, sich über den polnischen Erbfolgekrieg auszusprechen. Wie wenig Witz und Geschmack der Verfasser besaß, zeigt die ganz willkürliche Zusammenstellung von Unterrednern, die gar keine gemeinsamen Berührungspunkte haben, eine Anforderung, der trotz der überraschendsten Gruppierungen die Franzosen doch meist mit feinem Takt gerecht geworden waren. Combinationen, wie Karl V. und Franz I., Richelieu und Mazarin, sind Fénelon entlehnt. Nicht ohne Witz ist es, die Maintenon mit ihrem ersten Mann, dem kaustischen Schriftsteller Scarron, zusammentreffen zu lassen. Auch Gespräche zwischen Hannibal und Don Juan d'Austria, zwischen Wilhelm Tell und Masaniello lassen sich noch hören. Wenn sich aber Kleopatra mit dem Herzog von Luxemburg, Artaxerxes mit Stephan Bathory von Siebenbürgen und Theodosius der Große mit dem Herzog Johann Wilhelm von Weimar-Eisenach unterhalten, wenn Papst Sixtus V. und Molière einander ihre Streiche erzählen, „um ihre gegenseitige curiosité zu vergnügen“, so sind das ohne Zweifel Mißgriffe. Es ist erstaunlich und für den Geschmack des deutschen Publikums wenig schmeichelhaft, daß diese uns völlig ungenießbaren Totengespräche nach des Verfassers stolzer Bemerkung in der Vorrede zum zweiten Bande „so recht nach dem goût der curieuses Welt gewürzt“ waren und in der That etwa 25 Jahre lang eine wahre Modetyrannei ausgeübt haben. Fafsmann selbst verwahrt sich in seinen Vorreden an den „hoch-, respective nach Standesgebühr vielgeehrtesten Leser“ mehrfach gegen ähnliche Publikationen, die nicht seiner Feder entstammt seien und die „nur vergeblich sich abmühten, die florirenden Leipziger Totengespräche durch injurieuse Sticheleien verhaßt zu machen“, und noch 1782 rühmt ein Nachtreter „Fafsmann, den unerschöpflichen Schreiber der Gespräche im Reich der Todten, gloriwürdigen Andenkens, dessen zahlreichen Quartanten mancher ehrliche Handwerker seine zeitkürzende erbauliche Lust, und manche wifsbegierige Seele Meere von historischen Kenntnissen noch bis auf diese Stunde demüthig verdankt“.<sup>41</sup> Man bekommt einen Begriff von der Masse der Nachahmungen, wenn man in Heinsius' darin keineswegs vollständigem Bücherlexikon außer den Fafsmannschen über 50 solcher deutscher Totengespräche — Zeitschriften, Gesprächsammlungen und Einzeldialoge —, meist aus dem zweiten und dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts, verzeichnet findet. Sie aufzuzählen, hiesse ihnen zu viel Ehre anthun, um so mehr, als es sich dabei nur um eine äußerliche Ausdehnung, keine innere Weiterentwicklung handelt; doch lohnt es sich, gewisse Gruppen zu scheiden.

Ganz in der Manier der Fafsmannschen Entrevüen, d. h. historisch-politischen oder biographischen Inhalts, in Stil, Anlage und Ausstattung jenen völlig gleich, erschienen seit 1720 besonders in Halle, Frankfurt und Braunschweig eine Anzahl solcher Gesprächsammlungen<sup>42</sup> oder Einzelgespräche,<sup>43</sup> wenn schon Leipzig, der Mittelpunkt des damaligen litterarischen Lebens in Deutschland, der Hauptproduktionsort blieb. War doch der Dictator Gottsched, dessen papiernen Thron damals noch kein Lessing anzuzünden versucht hatte, ein mächtiger Gönner des Dialogs, der selbst einige Lucianische und die Fontenelleschen Totengespräche sowie das Urteil Plutos übersetzt und mit einer hübschen Vorrede über die Geschichte des Dialogs 1727 veröffentlicht hatte. Dies rein historische Totengespräch erlebte während des siebenjährigen Krieges noch eine Art Nachblüte: gewöhnlich erörtern ein preussischer und ein österreichischer General von ihrem nationalen Standpunkt aus die Ereignisse.<sup>44</sup> Besonders gern aber verwandte man diese Form der Darstellung für Nekrologe, zumal bei Fürstlichkeiten.<sup>45</sup> Es ist immer dieselbe Schablone: der erlauchte Schatten des Verewigten wandelt im Selbstgespräch unter den Cypressen und wird von einem andern angeredet; nach der förmlichen Vorstellung erzählen sie sich gegenseitig ihre Lebensgeschichte, wobei der eine mit unersättlicher Neugier fragt, der andre in trockenem Docententon mit ertötender Ausführlichkeit, mitunter 30 Quartseiten lang,



ununterbrochen und meist in einem halb französischen Kauderwelsch Bericht erstattet. So erschienen beim Tode Augusts des Starken 1733 eine Anzahl Gespräche im Reiche der Toten, in deren einem er z. B. Viktor Amadeus von Savoyen gegenüber, der auf die bescheidne Rolle des wißbegierigen Fragers beschränkt ist, im steifsten und umständlichsten Hofstil und mit naivster Selbstverherrlichung 192 Seiten lang nicht nur sein Leben, die Geschichte des Wettiner Hauses, seine Wahl zum Polenkönig unter wörtlicher Anführung der Aktenstücke vorträgt, sondern auch eine recht schulmeisterliche Vorlesung über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse Polens hält bis auf die „rationes meiner (!) Einwohner wegen besondrer Tracht des fast kahl beschornen Hauptes“. — Auch Gelehrten und Predigern wird häufig in dieser Form ein Denkmal gesetzt: so fordern Arndt, der Verfasser des „Wahren Christentums“, und Spener, ein andermal Thomasius und der Waisenhaus-Francke Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken.<sup>46</sup>

Flugschriften im eigentlichen Sinne sind diejenigen Gespräche, in denen einzelne besonders aufregende Tagesereignisse den Verstorbenen erzählt und lebhaft von ihnen pro und contra discutiert werden. Das Thorner Blutgericht von 1724, das Unglück der Salzburger Emigranten 1732, die Aufhebung des Jesuitenordens 1773, die Niederlage von Jena 1806 finden ihren Widerhall in der Unterwelt.<sup>47</sup> Hierher darf man auch die „historischen Jubelgespräche“ ziehen. 1730 im Gedenkjahr der Augsburger Confession läßt ein eifriger Hamburger Protestant ein Gespräch zwischen Luther und Tetzl bei den Toten stattfinden. 1740 feiert man die Erfindung der Buchdruckerkunst. Natürlich liegt es da nahe, eine Geschichte der Entwicklung des Druckes in den drei Jahrhunderten zu geben; aber in welcher Form? Eine auf gründlichen Quellenangaben fußende sachliche Darstellung, durch einen Schwall von Illustrationen und Druckproben zu einem „Prachtwerk ersten Ranges“ erhoben, würde uns etwa heute am meisten zusagen. Im damals kurmainzischen Erfurt erschien 1740 ein 128 Seiten umfassendes Büchlein: „Merckwürdiges Gespräch im Reiche der Todten zwischen den ersten Erfindern der Buchdrucker-Kunst, worinn von dem Ursprung, Fortgang und übrigen Schicksalen derselben gehandelt und insbesondre der Stadt Mayntz der Ruhm von der Erfindung solcher Kunst vindiciret wird; in dem dritten Buchdruckerjubiläo der curiösen Welt nebst einigen remarquablen Neuigkeiten aus dem Reiche der Lebendigen mitgetheilet“. Gegen das Mainzer Kleeblatt Gutenberg, Faust und Scheffer tritt da Johann Mentelin von Straßburg mit dem Anspruch der Erfindung auf. Der Streit wird mit viel Gelehrsamkeit und reichlichen Citaten geführt. Schließlich triumphieren die Mainzer, und nun berührt das Gespräch die ältesten Drucke, die berühmtesten Buchdrucker der alten Zeit, die Manutius, die Froben, die Stephanus; den Fortschritten der Druckerkunst in den neueren Jahrhunderten werden nicht übel die Vorzüge der alten Drucke, das solidere Papier, der noblere breite Rand, der gediegenere Inhalt entgegengestellt. „Indem er (Gutenberg) weiter reden wollte, so präsentirete sich der Secretarius, welcher die Correspondenz in das Reich derer Lebendigen zu besorgen hat“, dieser von Falsmann erfundene infernalische Briefträger, dessen Rolle übrigens schon bei Lucian Pollux spielt; er berichtet von der Jubelfeier in Europa und giebt eine Übersicht über die bei der Gelegenheit erschienenen Festschriften. Man sieht, „chaacun a son goût“ gilt auch von den Jahrhunderten.

Nicht minder begegnet uns das modisch gewordene Totengespräch als Streitschrift in den zahlreichen litterarischen Feuden dieser Zeit. Sogar rein gelehrte Controversen, besonders die immer noch fortspukenden theologischen, kleidet man in diese Form: die geistlichen Schatten disputieren mehr oder minder anzüglich über Teufelaustreibung, Pietismus und Chiliasmus, ja über die rätselhafte Päpstin Johanna.<sup>48</sup> Aber vor allem trägt man den Tagesklatsch, die kleineren, örtlichen Reibereien ungescheut in das Reich des Friedens: 1739 tritt für Gottsched

einer seiner Schüler, Steinauer, in die Bresche mit einem Totengespräch, in dem er einen schlesischen Gegner des großen Duns, Steinbach, mit dem Dichter Christian Günther zusammenführt. — 1768 kam es in Leipzig zwischen den Studenten und Stadtsoldaten zu offenem Kampfe. Es ist der aus Goethes Wahrheit und Dichtung bekannte „Musenkrieg“. Da galt es unter anderm, einem vornehmen Leipziger Bürger und Hauptmann der Stadtsoldaten, Frege, eins auszuweisen. Was erscheint? Eine derbe dramatische Szene, „Fregens Höllenfahrt“ betitelt, in der dem verhafsten Wucherer von Merkur und Zeus im Hades der Prozeß gemacht wird.<sup>49</sup> — Noch 1782 tobte in Leipzig eine Miniaturfehde zwischen dem Universitätsprofessor Platner und dem Schöngestirne Wezel über Leibnizens Theodicee; unter den 25 Streitschriften, die dieser „Sturm im Glase Wasser“ hervorrief, finden wir nicht weniger als drei Totengespräche.

Wie die Kleidermode sinkt die litterarische Modeform mit der Zeit in die untern Schichten des Volkes; so vertritt schließlichs das Totengespräch unsern heutigen Colportage-schauerroman. Die Erregung einer Gänsehaut ist wohl der Hauptzweck dieser mit unerfreulichen Bildern geschmückten Gespräche hingerichteter Übelthäter „in den für die Mörder bestimmten Apartements des mit Blut besprützten Vorhoffs im Reiche der Toten“. Von dem Juden Süß-Opppenheimer, dem sächsischen Grafen Hoym, dem dänischen Minister Struensee bis zu dem gemeinen Mörder Thomas, der 1810 in Dresden gerichtet wurde, läßt sich eine ganze Reihe solcher Totengespräche verfolgen.<sup>50</sup>

Immer weitere, immer flachere Wellen schlug diese Bewegung. Eine Flut von matten Nachahmungen, Gesprächen im Reiche der Lebendigen, der Neugierigen, der Beschnittenen, der Weltweisen, der Liebe, der Wahrheit folgte den Entrevüen im Reiche der Toten, ohne auch nur entfernt eine ähnliche Wirkung zu erreichen. Um die Mitte des Jahrhunderts hatte sich auch das Totengespräch als Mode- und Lieblingsgenre weiterer Kreise überlebt. Schon kam der Rückschlag. Man spottete darüber. Bereits 1724 hatte ein Schalk, wohl ein Leipziger Studio, mit einem „gar feinen (?) Gespräch im Reiche derer Todten“ zwischen den abgeschiednen Geistern eines Ochsen und eines Schweines den Fafsmannschen Pedanterien ein Schnippchen geschlagen. Eine Posse, „Das Reich derer Todten“, <sup>51</sup> welche z. B. am 7. August 1741 von der Neuberin in Leipzig aufgeführt wurde, <sup>52</sup> verspottet die Narrheit, über dem Wandeln in den elysischen Gefilden das Diesseits zu vergessen: Ein hartherziger Vater, der seine Tochter ihrem Liebhaber nicht gönnt, ist ein leidenschaftlicher Leser der „Totengespräche“ und lebt ganz in jener Welt. Darauf baut Hanswurst seinen Plan. Der Alte wird eingeschlafert, in ein Landhaus gebracht und durch eine Maskerade ihm glauben gemacht, er sei im ersetzten Elysium. Nachdem ihm von allerhand seltsamen Gestalten übel mitgespielt und seine Begeisterung dadurch schon merklich abgekühlt worden ist, erscheinen die angeblichen Schatten der Liebenden, die aus Gram gestorben sein wollen und nun wenigstens hier unten vereinigt sein möchten. Nachdem er darauf hereingefallen ist und ihnen den Segen gegeben hat, werden ihm, übrigens zu seiner eigenen Befriedigung, die Augen über den Mummenschanz geöffnet.

Auf dem lauten Krammarkt der Tageslitteratur verstummt die Nachfrage nach „Totengesprächen“; aber ganz verschwinden sie nicht, sie ziehen sich auf die Höhen der Litteratur zurück, und ein reinerer Geschmack knüpft wieder an jene tendenzlosen Phantasiespiele Lucians an, deren Reiz die leichte Beimischung von ein wenig Satire wider die uralten Thorheiten der Menschen nur noch erhöht, in denen aber die künstlerische Form Selbstzweck ist. Vereinzelt liefen dergleichen lediglich der Unterhaltung dienende Gespräche bisher schon bei der Dutzendware mit unter.<sup>53</sup> Auch Gellert hatte dem Lucian seinen Tribut gebracht, indem er in einer seiner Fabeln eine Selinde und eine Elmire in Charons Kahn über das Verliebtsein streiten läßt.

Bedeutungsvoller ist es, daß Schriftsteller wie Voltaire, Wieland, Schiller ihre Gedanken in diese Form gießen.

Alle drei bei Lucian beobachteten Arten der Verwendung der Totenwelt finden wir bei Voltaire:<sup>54</sup> Hadeswanderungen, eigentliche Totengespräche, Besuche Verstorbener auf der Oberwelt; sie haben meist eine scharfe Spitze gegen den Clerus. Im fünften Gesang der „Pucelle“ erscheint der Franziskaner Grisbourdon in der Hölle, als Satan gerade ein großes Fest giebt zu Ehren einer eben eingetroffenen frischen Sendung für die „ewigen Kohlenbecken“, die aus einem Papst, einem Cardinal, einem nordischen König, vierzehn Weltgeistlichen, drei Intendanten, zwei Parlamentsräten und zwanzig Mönchen besteht. Bei seinem Rundgang durch die Hölle sieht er die berühmten Alten, die ja trotz aller Trefflichkeit der Erlösung nicht teilhaftig sind, Titus, Trajan, Marc Aurel (drei Lieblinge Voltaires), die Catonen, Scipio, Plato und andre; aber wie erstaunt er, auch Chlodwig am Ort der Qual zu finden, der Frankreich doch das Christentum gebracht hat, ferner Constantin den Großen, den man als Schützer der christlichen Religion so oft rühmen hört, ja sogar den heiligen Dominicus Guzman, der hier braten muß, weil er droben die Albigenser braten liefs, Ludwig den Heiligen, Calvin und Luther. — Bei den wirklichen Totengesprächen, die unter Voltaires zahlreichen Dialogen verstreut sind, liegt die Pointe meist in dem scharfen Gegensatz zwischen einem freundlichen Sonst und einem düstern Jetzt. Gegen den Clerus gerichtet ist das schon erwähnte Gespräch zwischen Lucian, Erasmus von Rotterdam und Rabelais in den elysischen Gefilden: Die beiden ersten haben sich als verwandte Seelen im Hades gefunden; übten sie doch bei Lebzeiten gleich meisterlich das Geschäft, sich über alles zu moquieren. Erasmus — und hinter ihm versteckt sich Voltaire, wie Lucian hinter Diogenes — Erasmus klagt, daß es Lucian mit seinem Kampf gegen Theatergötter und „Philosophen ohne Credit“ viel bequemer gehabt hätte, als er, der, von Fanatikern umringt, in fortwährender Gefahr geschwebt habe, ermordet oder verbrannt zu werden, obgleich er selbst Mönch gewesen sei. — „Mönch?“ fällt Lucian ein, „was ist das für ein Beruf?“ — „Der, keinen zu haben, sich durch einen unverletzlichen Eid dazu verpflichten, verschroben, dem Menschengeschlecht unnütz, ein Sklave zu sein und auf Kosten der andern zu leben.“ — „Ein nettes Metier“, meint Lucian. — „Und doch“, versicherte Erasmus, „gab es zu meiner Zeit mehr als 600 000 solcher Leute in Europa.“ — „Da muß ja aber die Welt erheblich dümmere und barbarischer geworden sein, als zu meinen Tagen.“ — Erasmus giebt ihm nun eine Liste der Thorheiten seiner Zeit, vermutlich sein „Encomium Moriae“, zu lesen. Das laute Gelächter Lucians lockt Rabelais herbei: „Meine Herren, wo gelacht wird, muß ich dabei sein.“ Erasmus stellt vor, und Lucian fragt, ob Rabelais auch, wie jener, auf Kosten der übrigen Menschheit gelebt habe. — „Gewiß, in doppeltem Sinne sogar“, entgegnet dieser, „denn ich war Priester und Arzt.“ — Schließlich treffen sie den Dr. Swift und soupieren alle vier zusammen. — Die politischen Zustände der Zeit streift ein andres Unterweltsgespräch, in dem Perikles einem Neugriechen und einem Russen begegnet: „Minos sagt mir, du seist ein Grieche.“ — „Zu dienen! Ich war ein gehorsamer Sklave der Hohen Pforte.“ — „Sklave sagst du? Ein Grieche und Sklave?“ — „Er hat ganz Recht“, wirft der Russe ein, „Grieche und Sklave sein, ist dasselbe.“ Und nun hört Perikles zu seinem Schmerz, was aus seinem stolzen Hellas geworden ist; er kommt zu der bitteren Erkenntnis, daß dieser verkommene Grieche, dessen barbarische Sprache er kaum versteht, aus einem Dorfe auf den Trümmern Athens stammt, ohne von der Vergangenheit dieser Stätte, ohne von dem Namen Perikles eine Ahnung zu haben; am beschämendsten aber erscheint ihm, daß ein Nachkomme der einst so verachteten Scythen, als den sich der Russe zu erkennen giebt, vom alten Griechenland mehr weiß, als ein Athener. Und nur der Gedanke kann ihn ein wenig trösten, daß das



Licht des Geistes und der Wissenschaft, wenn es über einem Lande erlosch, über einem andern sich erhebt: eine der vielen Schmeicheleien, die Voltaire Katharina von Rußland gesagt hat. — Die beiden andern Gespräche führen Menschen einer längst versunkenen Zeit auf die Oberwelt; derlei *ἀναβάσεις* in der Art von Lucians „Charon“, die eben nur zur Hälfte Totengespräche sind, begegnen auch vorher schon. So hatte gegen Ende des 16. Jahrhunderts Nicodemus Frischlin in seinem stilistisch freilich von Terenz abhängigen lateinischen Drama „Julius Redivivus“ (1587) eine um so wirksamere chauvinistische Verherrlichung Deutschlands verfaßt, als hier die größten Geister des Altertums, die Schatten Cäsars und Ciceros, unter Merkurs Führung Deutschland besuchen und in Nürnberg die erstaunlichen Leistungen der Buchdruckerkunst, in Augsburg die Fortschritte des Heerwesens bewundern. — Eine ähnliche Heraufbeschwörung berühmter Toten finden wir bei Swift im dritten Buche von Gullivers Reisen. Da läßt der Gouverneur der Zauberinsel Glubdubdrib die gewöhnlichen typischen Vertreter der Alten Welt vorüberziehen: Alexander, Hannibal, Cäsar, Pompejus. Cäsar und Brutus unterhalten sich in aller Freundschaft, und Brutus berichtet von einem Club erlesener freisinniger Schatten, der aus ihm, seinem Vorfahren Brutus, Epaminondas, dem jüngern Cato und Thomas Morus bestehe; einen ebenbürtigen Siebenten hätten sie in allen Zeitaltern der Geschichte nicht aufzutreiben vermocht. Den Homer, einen schönen Greis mit aufrechtem Gange, und den Aristoteles, einen hagern, gebeugten Gelehrten, stellt der Gouverneur der schier endlosen Schar ihrer Erklärer vor, ein Motiv, das auch bei Lucian in den „Wahren Geschichten“ vorkommt. — In dem einen Dialog Voltaires trifft der Schatten des edlen Kaisers Marc Aurel, der sein geliebtes Rom einmal aufsucht, einen Franziskaner, den er für einen Jupiterpriester hält. Dieser bekreuzigt sich über den alten Heiden und würdigt ihn nur der Anrede: Mr. le damné. Bei den unverständlichen Worten: Inquisition, Dominikaner, Cardinal, Papst wächst des schlichten Kaisers Befremden, und da er die Begeisterung des fanatischen Mönches für die Herrschaft des Papstes, die durch so viel Ströme von Blut und verwüstete Provinzen sich auf den Trümmern der alten römischen festgesetzt habe, nicht begreifen kann, excommuniciert ihn kurzer Hand der wütende Franziskaner. Ähnlich lassen in der gereimten Satire „Les trois empereurs en Sorbonne“ Titus, Trajan und Marc Aurel sich Paris zeigen und sind besonders entsetzt über das schauerhafte Latein der Theologen von der Sorbonne, „diesem Stalle, in dem gemästete Priester den heiligen Thomas wiederkauen“. — Harmloser ist eine Plauderei, die Tullia, die kluge Tochter Ciceros, an den Toilettentisch der Pompadour führt, wo dem erstaunten Kinde des Altertums über Rococokostüm, Kupferstich, Druck, Magnethadel, Eis und Schokolade, Spektralanalyse, Amerika und was weils ich alles Aufklärung gegeben wird. Die Vorliebe der Zeit, die Erscheinungen der fortgeschrittenen Kultur mit den frischen Augen und dem gesunden Verstand eines unverdorbenen, bedürfnisloseren Zeitalters anzusehen und zu prüfen, hat die anmutige Skizze diktiert. — In diesen Kleinigkeiten hat Voltaire offenbar mit feinem Gefühl gerade die dankbarste Seite ausgenutzt, die dem satirischen Schriftsteller die Fiction eines Totengesprächs bietet, die Möglichkeit, Menschen verschiedenster Weltalter in lehrreichen Contrast miteinander zu stellen.

Wieland, der den Lucian durch und durch kannte, trefflich übersetzte, und viel von ihm gelernt und verwendet hat, schrieb nur drei kurze „Gespräche im Elysium“. Lucian selbst ist darin die Hauptperson; auch Panthea und Nireus sind Figuren Lucians. Der leichte, einschmeichelnde Dialog erinnert gleichfalls an das Vorbild, aber die Gedankenwelt ist eine andre, sozusagen transscendentale. Die Idee Voltaires (und Goethes) wird durchgeführt, dafs im Jenseits eine stufenweise Läuterung sich vollzieht, dafs alle irdischen Illusionen und Eitelkeiten

drüben nach einander wie Schuppen sich von der Seele lösen, also metaphysische Träumereien, über die keiner herzlicher gelacht hätte, als Lucian.

Eine Hadeswanderung im großen Stile, wenn sie auch nur in wenige Zeilen zusammengedrängt ist, läßt uns Schiller in den „Xenien“ machen.<sup>55</sup> Die politischen, litterarischen, philosophischen Erscheinungen der Zeit werden mit herrlichen Distichen getroffen: da stoßen wir im Hades zunächst auf Forster, der mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust, nachdem der Rasende den Freiheitsbaum mit aufgepflanzt hatte; es folgen die beiden Stolberg; hinter Wieland, auf dessen Ehrenrettung des Peregrinus Proteus gestichelt wird, erscheint passend Lucian, dem der Dichter zuruft:

Nun, Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie  
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt.

Worauf Lucians Geständnis:

Rede leiser, mein Freund! Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,  
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt,  
ein Hieb, der dem Übersetzer Lucians wohl nicht minder gilt als ihm selbst. Dann der bekannte Scherz, daß der Autor dem Sänger der Ilias ein Pack Göttinger Würste von Heyne zu überreichen hat, worauf sich alle Wolfschen Rhapsoden melden, und die Würste nicht zu langen drohen. Die folgende Szene erscheint besonders Lucianisch: Der Dichter gerät unter die Philosophen und hofft, nun einmal eine allgemein gültige Wahrheit zu erfahren. Bittere Enttäuschung! Lauter Widersprüche und häßliche Rechthaberei bei Descartes, Spinoza, Berkeley, Leibniz, Kant, Fichte, Reinhold, die nicht genannt, aber jeder durch ein treffendes Distichon gekennzeichnet werden, in das eins ihrer Schlagworte — cogito, ergo sum, das Ding an sich, ich bin ich, usf. — verwoben ist, alles leere Worte, meint Schiller, mit denen kein Hund vom Ofen zu locken ist.

Aus der Litteratur unsrer Tage ist der Dialog, diese Lieblingsform des 16. und 18. Jahrhunderts,<sup>56</sup> ist das Totengespräch im besondern fast verschwunden, und wenn sie auftauchen, sieht man in ihnen Velleitäten.<sup>57</sup> Sie mögen so geistreich und gründlich sein wie die 1865 anonym erschienenen „Gespräche aus der Unterwelt zwischen Macchiavelli und Montesquieu“ über eine Reihe nationalökonomischer Zeitfragen, oder so poetisch wie Julius Grosses „Kaisermärchen“, so witzig wie Gottfried Kellers Heineparodie „Der Apotheker von Chamounix“, sie werden kaum beachtet, weil diese Form dem Zeitgeschmack nicht mehr zusagt. Wie kommt das? Dem heutigen Geschlechte bleibt im Kampfe mit einer rauhen Wirklichkeit für litterarische Mufse wenig Zeit. Kürze wird an litterarischen Produkten vornehmlich geschätzt; die Novelle wird dem bändereichen Roman vorgezogen, der Essay der weitausholenden Biographie, die Lyriker dichten im Telegrammstil und in Interpunktionszeichen. Wer möchte da noch einem behaglich sich ergehenden, jeden Gedanken zwiefach beleuchtenden Gespräche geduldig folgen? Nicht nur die Zeit, auch die Harmlosigkeit des Gemütes, die innere Ruhe fehlt dazu. Aber entscheidend tritt vielfach wohl ein anderer Grund hinzu, der uns Ehre macht. Wir haben eine zu hohe Achtung vor dem Ernst und der Schwierigkeit der Wissenschaft, als daß wir ihre Probleme in leichten, humorgewürzten Plaudereien lösen oder auch nur erörtern zu können uns getrauten. Die systematische Schreibart, die folgerecht sich aufbauende Abhandlung behauptet das Feld. Wo der bel esprit des 18. Jahrhunderts seiner Phantasie die Zügel schiefsen liefs und von den Geheimnissen des Natur- und Seelenlebens, von Weltordnung und Unsterblichkeit

so bezaubernd und oft so frivol zu plaudern wufste, da bleiben wir, trotzdem wir gewifs das Zeitalter Voltaires in Umfang des Wissens, Tiefe der Ideen und mächtigen Gedankenkämpfen überflügelt haben, mit einem resignierten Ignorabimus vor dem Unerforschlichen halten, sobald wir den Boden des Exakten nicht mehr unter den Füßen fühlen. Der Verstand, das positive Wissen, der praktische Weltsinn hat das Reich der Phantasie immer mehr eingeengt, und wenn sie ihre Schwingen ausbreiten will, flüchtet sie nicht zu den moralisierenden grofsen Toten, sondern am ersten noch in das Gebiet der politischen Utopien. — Ein drittes kommt hinzu. Der Dialog ist ein Lieblingsvehikel der Satire. Sollte unser Zeitalter der Satire günstig sein? Der Satire im grofsen Stile natürlich; denn das persönliche Pamphlet verfällt gleich rasch mit seinem Objekt verdienter Vergessenheit. Mag in unsern Zuständen viel Anlafs zu bitterem Spott zu finden sein, im Ganzen ist doch die Zeit nicht verrottet und entartet, sondern aufwärtsstrebend in derber, ehrlicher Arbeit an der Lösung grofser, menschenwürdiger Aufgaben; und wo dieser frische Luftzug weht, da ist kein Nährboden für die Satire.



## Anmerkungen.

An dieser Stelle sage ich Herrn Oberbibliothekar Professor Dr. Schnorr von Carolsfeld in Dresden, sowie meinen Freunden, den Herren Bibliotheksassistenten Dr. Wolff in Erlangen und Dr. Günther in Leipzig, für gütige Unterstützung aufrichtigen Dank.

### Lucian und Voltaire.

<sup>1)</sup> Philosoph. Wörterbuch (Wb.) unter: lettrés. Voltaire wird nach der in Paris 1877—85 in 52 Oktavbänden erschienenen Jubel-Ausgabe angeführt. <sup>2)</sup> Luc. Verleumdg. 5; traur. Loos der Gelehrten 42; Rednerschule 6. <sup>3)</sup> Herodot od. Aetion 5. <sup>4)</sup> Auf die Ähnlichkeit beider hat besonders Wieland hingewiesen. Die Parallele Eggers in *Mélanges de littér. ancienne* 473 ff. habe ich benutzt. — Von Lucian hat Voltaire jedenfalls die damals viel nachgeahmten Götter- und Totengespräche gekannt: je connaissais déjà le projet de la traduction de Lucien (durch Abbé Morellet; die Übersetzung kam indessen nicht zu Stande), et j'avais lu le plus beau de ses Dialogues. Ce Lucien-là valait mieux que Fontenelle. (Brief an Damilaville v. 16. Sept. 1766: XLIV, 433). Bei Übersendung eines Totendialogs, den er verfaßt hat, schreibt er dem König von Preussen am 5. Juni 1751 (XXXVII, 284): j'ai tâché de l'écrire à la manière de Lucien. Ce Lucien est naïf (?); il fait penser les lecteurs et on est toujours tenté d'ajouter à ses dialogues. Il ne veut point avoir d'esprit — eine recht vage Charakteristik! <sup>5)</sup> Das Lob der smyrniotischen Sprache: Bilder 15. <sup>6)</sup> Im Fischer: *τραγός, επιτιμητικός, δικαιοκός, παρούργος*. — Apologie 15: *οὐ σοφῶ ὄντι μοι — ἀλλὰ τῷ ἐκ τοῦ πολλοῦ δήμου*. <sup>7)</sup> Fischer 20: *μισαλαζῶν εἰμι καὶ μισογῶν καὶ μισοφροδῆς καὶ μισότυχος — — φιλαλήθης καὶ φιλόκαλος καὶ φιλαπλοϊκός καὶ ὅσα τῷ φιλεῖσθαι συγγενῆ*. <sup>8)</sup> Vgl. bes. das Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers, zwei Gespräche, deren Übersetzung D. Fr. Straufs seiner Voltairebiographie beigegeben hat. <sup>9)</sup> die Missionare der Jesuiten und Dominikaner beföhden sich in China: *voyages de Scarmentado* XXI, 125. Sektenstreit: *galimatias dramatique* XXIV, 75. — Börse zu Amsterdam, wo der ferraresische Edelmann Reginante die Angehörigen von 53 Bekenntnissen trifft: *Potpourri* XXV, 261. <sup>10)</sup> Zusammenstellung dieser Mythen: üb. die Opfer. — *Inspiration Homers*: d. widerlegte Zeus 2. <sup>11)</sup> Opfertaxe: üb. d. Opfer 2. — Mäuse in Götterbildern: Hahn 24. Trag. Jup. 8. — Götter nicht darstellbar: *ὦν τὰς γε ἀληθεῖς εἰκόνας ἀνεπίκτους εἶναι ἀνθρωπίνῃ μιμήσει ἔγωγε ὑπολαβάνω* (für d. Bilder 23). <sup>12)</sup> z. B. Luc. im Ikaromenippus, Volt. Wb.: providence. <sup>13)</sup> Schluss der Schrift: über die Opfer. <sup>14)</sup> Aelian *περὶ θεῶν ἐρασιῶν* fr. 98 Hercher. <sup>15)</sup> Verwandlg.: *Λούκιος ἢ ὄνος*. — Liebestränke: Hetärengespräche. — Fliegendes Götterbild: syr. Göttin 36. — Sonst: Lügenfreund, Peregrinus, Alexander. — Cagliostro: v. Zwiedinek-